

DOSSIER

WENN ELTERN FEHLEN



DIE STERNSINGER
KINDERMISSIONSWERK

→ KINDER
IM FOKUS

→ BERICHTE
UND INTERVIEWS

→ FAKTEN
UND DATEN



Zum Titelbild:

Wegen der Arbeitsmigration wachsen schätzungsweise rund zwei Millionen Kinder in der Ukraine ohne Eltern oder nur mit einem Elternteil auf.

Zugunsten der Lesbarkeit wurde bei Personenbezeichnungen auf die gleichzeitige Verwendung weiblicher und männlicher Sprachformen verzichtet.

KONTAKT

Kindermissionswerk „Die Sternsinger“ e.V.
Stephanstraße 35 · 52064 Aachen
Telefon 0241.44 61-0 · Fax 0241.44 61-15
redaktion@sternsinger.de
www.sternsinger.de

Einen Ansprechpartner für Ihre Diözesen finden Sie auf unserer Internetseite:
www.sternsinger.de/kontakt

BESTELLUNGEN

Mail: bestellung@sternsinger.de
Telefon: 0241. 44 61-44
Fax: 0241. 44 61-88
Online-Shop: shop.sternsinger.de
Best.-Nr. 208020

IMPRESSUM

Herausgeber
Kindermissionswerk „Die Sternsinger“ e.V.

Redaktion
Verena Hanf (verantwortlich), Susanne Dietmann, Matthias Tigges

Gestaltung
Anne Theß, Kindermissionswerk „Die Sternsinger“, Aachen

Abbildungen
Kindermissionswerk „Die Sternsinger“ (Amani-Kinderdorf e.V.: 60-63; Bettina Flitner: Titel, 4, 6-7, 8-10, 16, 19, 20/21, 22/23, 24-32, 34-37; Kathrin Harms: 14/15, 18; Tobias Keßler: 44; Prosperine Masika: 58-59; Kudra Maliro: 54, 56/57; Gudrun Niewöhner: 38; Marko Risovic, n-ost: 52-53; Sigrid Tschöpe-Scheffler: 43; Martin Steffen: 5, 17); Projektpartner: 48, 49; Unsplash: Eva Dang: 33; David Sinclair: 46; Markus Spiske: 12

Herstellung
Schäfer Fulfillment GmbH

Gedruckt auf Recyclingpapier aus 100% Altpapier, ausgezeichnet mit dem Blauen Engel und dem EU-Ecolabel, klimaneutral hergestellt



Die PDF-Version dieses Dossiers sowie weitere Themendossiers finden Sie im Internet unter:
www.sternsinger.de/dossier

SPENDEN

Bitte überweisen Sie die Sternsinger-Spenden auf folgendes Konto:

Kindermissionswerk „Die Sternsinger“ e.V.

Pax-Bank eG
IBAN: DE95 3706 0193 0000 0010 31 · BIC: GENODED1PAX

Aktueller Hinweis zu Ihrer Spende

Zur Aktion Dreikönigssingen 2021 können Sie auf www.sternsinger.de noch einfacher und schneller spenden: Neben der Überweisung und dem Bankeinzug stehen jetzt weitere Zahlungswege für Ihre Spende zur Verfügung. So können Sie Ihre Spende oder die Spenden aus Ihrer Sternsingeraktion vor Ort nun auch per Kreditkarte oder über PayPal übermitteln. Das neue Spendenformular ermöglicht einfaches Spenden auf allen Geräten – ob Desktop-PC, Tablet oder Smartphone. Aktuelle Informationen finden Sie unter: www.sternsinger.de/spenden



Das Kindermissionswerk „Die Sternsinger“ hat das Spenden-Siegel des Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen.
Ein Zeichen für Vertrauen.

Inhalt

- 3 **Inhalt**
- 5 **Vorwort**
- 6 **Wenn Eltern fehlen**
Kinder, die ohne Eltern aufwachsen, sind oft besonders verletzlich.
Susanne Brenner-Büker
- 10 **„Das beste Geschenk wäre Deine Rückkehr nach Hause“** Aus Briefen ukrainischer Kinder an ihre Eltern
- 12 **Gibt es ein Recht auf elterliche Fürsorge?**
Überlegungen anhand der UN-Kinderrechtskonvention *Matthias Tigges*
- 14 **Kinder ohne Eltern**
Fakten und Zahlen *Verena Hanf*
- 16 **Armut, Krieg, Katastrophen:**
Was Familien auseinanderreißt
Susanne Dietmann
- 18 **Von anderen Kulturen lernen**
Was Kinder brauchen, um gut mit der elterlichen Abwesenheit zurechtzukommen
Prof. Dr. Sigrid Tschöpe-Scheffler
- 20 IM FOKUS: ARBEITSMIGRATION**
- 20 **Fakten und Daten zur weltweiten Arbeitsmigration**
- 22 **Verlassene Heimaten**
Die Arbeitsmigration aus Osteuropa nimmt bedrohliche Ausmaße an. *Dr. Klemens Büscher*
- 25 **Der wunde Punkt**
Maxim wächst bei seiner Großmutter auf, weil seine Eltern im Ausland arbeiten.
Verena Hanf
- 28 **Einsamkeit und Sozialisierungsprobleme**
Über die Folgen von Arbeitsmigration auf ukrainische Kinder *Natalja Tkatschenko*
- 32 **„Wenn, dann gemeinsam auswandern“**
Wie es war, als Kind von Arbeitsmigranten aufzuwachsen *Natalja Tkatschenko*
- 34 **Brav und stark**
Die Sehnsucht nach den Eltern bekämpft Anja mit Zielstrebigkeit. *Verena Hanf*
- 38 **Wie Maschinen benutzt**
Über die Arbeits- und Lebensbedingungen von Arbeitsmigranten in Deutschland
P. Peter Kossen
- 41 **Betreuerinnen mit Achtung begegnen**
Prof. Dr. Sigrid Tschöpe-Scheffler über ihr Buch „Früher war ich ein flottes Huhn, heute bin ich eine lahme Ente“
- 44 **Mehr Sensibilität vonnöten**
Über die Herausforderungen von Migranten in Deutschland *Pater Dr. Tobias Keßler CS*
- 46 **Nur zu Gast**
Arbeitsmigranten haben nach dem Zweiten Weltkrieg wesentlich am wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands mitgewirkt. Heute droht ihnen die Altersarmut. *Martina Gloge*
- 48 AUS UNSEREN PROJEKTEN**
- 48 **Die Stadt der Kinder**
Die Kinderrepublik Benposta in Kolumbiens Hauptstadt Bogotá *Susanne Dietmann*
- 50 **„Wäre ich zuhause geblieben, wäre ich vermutlich tot“** Zwei Jugendliche aus Benposta berichten, wie sie mit der Trennung von ihren Familien zurecht kommen.
- 52 **Vertrauen entwickeln**
Das Jugendzentrum Johannes Paul II. in Sarajewo kümmert sich um Kinder aus zerbrochenen Familien. *Susanne Dietmann*
- 54 **An der Seite traumatisierter Kinder**
Über die Arbeit und die Erfahrungen mit Kindern im Kongo, die Schreckliches erlebt haben *Prospérine Masika*
- 56 **„Mamas Seele ist lebendig“**
Zeugnisse von Kindern aus der Diözese Butembo-Beni im Nordosten Kongos
- 60 **Das richtige Zuhause**
In zwei Kinderdörfern in Tansania finden Kinder eine neue Familie. *Judy Eule*



Schwerpunkt dieses Dossiers sind die Folgen der Arbeitsmigration für Kinder in der Ukraine. Viele Kinder müssen monatelang ohne die Präsenz der Eltern oder eines Elternteils zurechtkommen.



Liebe Leserinnen und Leser,

Arbeitsmigration und ihre Folgen sind die Schwerpunkte dieses Dossiers. Es knüpft damit ans Thema der Aktion Dreikönigssingen 2021 an, die unter dem Motto steht: „Kindern Halt geben – in der Ukraine und weltweit“. Am Beispiel der Ukraine zeigen wir, was es für Kinder bedeutet, wenn ihre Eltern zum Arbeiten ins Ausland gehen – und wie ihnen die Projektpartner des Kindermissionswerks in dieser Situation beistehen.

Selten trennen Eltern sich ohne Not von ihren Kindern. Meist sind es Armut, Kriege oder Katastrophen, die Familien auseinanderreißen. Besonders leiden die Kinder, die ihre Eltern als Folge von Armut, Krankheit oder Gewalt verlieren. Die Berichte kongolesischer Kinder in diesem Dossier zeugen auf erschütternde Weise von diesen traumatischen Erfahrungen.

Kinderleid und Sehnsucht lassen sich nicht bemessen, doch sie lassen sich lindern: Durch Menschen, die den Mädchen und Jungen Zuwendung und Geborgenheit bieten, die ihnen im Alltag zuhören und helfen, die sie stärken und bilden, die sie trösten, wenn sie traurig sind. Unsere Projektpartner setzen sich in vielen Regionen der Welt dafür ein, dass Kinder dort, wo Eltern fehlen, die Unterstützung bekommen, die sie brauchen. Beispiele dafür stellen wir Ihnen in dieser Ausgabe vor.

Ich danke Ihnen für Ihr Interesse!

Pfarrer Dirk Bingener

Präsident des Kindermissionswerks ‚Die Sternsinger‘

Wenn Eltern fehlen

Kinder, die ohne Eltern oder mit nur einem Elternteil aufwachsen, sind oft besonders verletzlich. Sie brauchen beständige liebevolle Beziehungen, die die Abwesenheit der Eltern ausgleichen.

Susanne Brenner-Büker ist Referentin der Stabsstelle Kinderschutz im Kindermissionswerk „Die Sternsinger“.



Beim Schreiben dieses Beitrags befinden wir uns in der Corona-Krise. Eine von vielen Herausforderungen, denen sich Deutschland in diesen Tagen stellen muss, ist das Wegbleiben der osteuropäischen Pflegekräfte, meist Frauen, und Erntehelfern, hauptsächlich Männer. Für Spargelernte und Gemüseanbau und vor allem für die häusliche Pflege von Angehörigen stellt dies eine scheinbar kaum abzufedernde Notlage dar. Seit der Öffnung Osteuropas vor dreißig Jahren leisten Menschen aus dem Osten einen wichtigen Beitrag zum Funktionieren des deutschen Wirtschafts- und Sozialsystems. Auch in der Gastronomie, der fleischverarbeitenden Industrie und im Baugewerbe stellen sie in Deutschland und vielen weiteren Ländern Westeuropas ein Heer von meist schlecht bezahlten, aber benötigten Arbeitskräften. Was aber bedeutet die monate- oder gar jahrelange Abwesenheit eines oder beider Elternteile für ihre Kinder, die in Osteuropa zurückbleiben?

Unterschiedliche kulturelle Vorstellungen

Kinder brauchen ausreichend Ernährung, Bildung und medizinische Versorgung, um sich wohl und geborgen zu fühlen und sich körperlich und seelisch gut zu entwickeln. Doch vor allem benötigen sie Fürsorge und Zuwendung sowie beständige liebevolle Beziehungen. Normalerweise finden Kinder all dies in ihrer Familie. Was aber eine Familie ausmacht, in der Kinder behütet aufwachsen können, dazu gibt es weltweit sehr unterschiedliche kulturelle Vorstellungen und Modelle – etwa die erweiterte afrikanischen Großfamilie, Mehrgenerationen-, Klein- oder Patchwork-Familien und Alleinerziehende. Das Wohl von Kindern ist nicht überall dort gefährdet, wo diese nicht nach westlichen Mittelschichtskriterien aufwachsen. Zeitweise abwesende Väter gibt es nicht nur in der Ukraine, und sie sind nicht nur Seeleute, Fernfahrer und Monteure. Sondern es gibt sie auch in vielen anderen Ländern und Familien, und sie üben ganz unterschiedliche Berufe aus. Es gilt, die Verhältnismäßigkeit in der Beurteilung von Situationen zu wahren, ohne Risiken zu relativieren. Denn eine längere Abwesenheit eines oder beider Elternteile kann nachweisbar das Wohlergehen der betroffenen Kinder und Jugendlichen gefährden.

Emotionale Folgen

Rund zwei Millionen Kinder, schätzt die Caritas Ukraine, wachsen wegen der Arbeitsmigration in dem osteuropäischen Land mit nur einem Elternteil, bei Großeltern, anderen Verwandten, Pflegefamilien oder in Heimen auf. Die Kinder der Arbeitsmigranten hießen früher in den Medien gelegentlich „Eurowaisen“. In Rumänien nennt man sie „Copii singuri acasa“, „Allein-zuhause-Kinder“. Gerade für viele ländliche Gebiete in Osteuropa ist die Arbeitsmigration das größte Problem: Die Jungen und die Alten bleiben zurück, nicht nur in den Dörfern. Viele Eltern, die Arbeit im Westen suchen, handeln meistens aus der Motivation, dies zum Wohl ihrer Kinder zu tun. Kindern, besonders den jüngeren, ist der Grund für die Abwesenheit des Vaters und/oder der Mutter meist gleichgültig. Sie leiden unter längeren Abwesenheiten ihrer Eltern, fühlen sich verlassen und vernachlässigt. Diese Kinder leben nicht in materieller, sondern in emotionaler und sozialer Armut, mit teilweise gravierenden Folgen.

Entfremdung statt Beziehung

Für ihre emotionale Entwicklung benötigen Kinder stabile Beziehung zu Bezugspersonen vor Ort. Eine lange elterliche Abwesenheit führt zur Entfremdung, die die ganze Familie belastet. Via Internet gelingt zwar der regelmäßige Kontakt. Doch „Erziehen auf Distanz“ ist in der Praxis kaum durchführbar, zumal ja die Menschen, bei denen die Kinder untergebracht sind, im Alltag dafür zuständig sind. Auch die kurzen gemeinsamen Zeiten im Heimaturlaub werden leicht durch übersteigerte Erwartungen von beiden Seiten überschattet. Bis Eltern und Kinder die Entfremdung überwunden und sich in ihren Rollen wieder eingefunden haben, ist die gemeinsame Zeit unter Umständen schon wieder vorbei.



Die Abwesenheit und das daraus resultierende schlechte Gewissen der Eltern wird kompensiert durch materielle Geschenke. Doch diese ersetzen die Anwesenheit nicht. Manche Kinder nehmen größte Anstrengungen auf sich, um von den Erwachsenen wahrgenommen zu werden und damit eine erneute Abwesenheit zu vermeiden. Dies kann auf zwei Wegen geschehen. Entweder macht das Kind durch auffälliges Verhalten auf sich aufmerksam, was häufig in Konflikte mündet, oder es passt sich an und erfüllt als „braves Kind“ die Erwartungen der Eltern. Auch Drogenprobleme, mangelnde Fähigkeit zur Empathie und schlechtere schulische Leistungen treten bei diesen Kindern und Jugendlichen häufiger auf als bei Kindern, deren Eltern anwesend sind.



Folgen der Überforderung

Die meisten Kinder verbleiben in der Obhut von Großeltern, Verwandten oder Pflegefamilien. Großeltern können aus Altersgründen mit dieser Aufgabe überfordert sein und kommen an ihre körperlichen und seelischen Grenzen. Verwandte und Pflegeeltern haben manchmal weniger Interesse an der oft anstrengenden Betreuung von Kindern und Jugendlichen, die nicht die eigenen sind. So kann es zu körperlicher und seelischer Vernachlässigung der anvertrauten Kinder kommen. Die Bezugspersonen gewährleisten nicht mehr die tägliche notwendige Grundversorgung des anvertrauten Kindes. Es wird unzureichend ernährt und gepflegt, wirkt schon vom Äußeren her vernachlässigt. Die Gesundheit des Kindes wird außer Acht gelassen. Wird es krank, gehen die überforderten Bezugspersonen nicht mit ihm zum Arzt.

Emotionale Vernachlässigung

Häufig gesellt sich zu der körperlichen eine emotionale Vernachlässigung. Die Kinder erhalten zu wenig Aufmerksamkeit, emotionale Zuwendung und Förderung. Manche leiden gar unter Liebesentzug und erfahren ständige Gefühlskälte bis hin zur Feindseligkeit. Die Bezugspersonen beaufsichtigen die Kinder nicht altersentsprechend, schützen sie nicht vor Gefahren und vermitteln ihnen nicht die notwendigen Regeln des Zusammenlebens. Diese emotionale Vernachlässigung kann zu gesundheitlichen Beeinträchtigungen und zu körperlichen, seelischen und geistigen Entwicklungsstörungen führen. Je jünger ein vernachlässigtes Kind ist, desto größer ist das Risiko bleibender Schäden. Mangelnde Zuwendung kann zu Bindungsunfähigkeit, im Kleinkindalter zu Beziehungsstörungen führen. Auch das Persönlichkeits- und Selbstwert erleben älterer Kinder kann in schwerwiegender Weise angegriffen und geschädigt werden.

In der Pubertät führen fehlende Zuwendung und schwache emotionale Beziehungen zu den Bezugspersonen oft zu Schulabbruch, Drogenkonsum, Kriminalität oder Prostitution. Peergroups haben für Jugendliche große Bedeutung – im Guten wie im Schlechten. Gute Peergroups, etwa im Sport und in Freizeitangeboten der kirchlichen Jugendarbeit, können für Jugendliche hingegen ein wichtiger und wertvoller Familienersatz bei der Identitätsbildung werden.

Leichtere Opfer von Missbrauch

Grundsätzlich steigt das Risiko, Opfer körperlicher, seelischer oder sexueller Gewalt zu werden, wenn Kinder nicht bei ihren Eltern, sondern bei Verwandten oder Pflegefamilien aufwachsen. Kinder, bei denen beide Eltern abwesend sind, vermissen oft emotionale Nähe, Berührung, Zuwendung. Diese Nähe suchen sie sich dann bei anderen Personen in ihrem Umfeld. Damit steigt die Gefahr, Opfer sexueller Gewalt zu werden. Denn sexueller Missbrauch findet meist nicht überfallartig statt. Vielmehr stehen die Täter meist in Beziehung zu ihren Opfern. Es ist der bewunderte ältere Cousin, der Lehrer, der Freund der Eltern, der freundliche Nachbar. Missbrauch bahnt sich an, und Kinder und Jugendliche, die nach Nähe und menschlicher

Wärme suchen, emotional vernachlässigt sind, werden zu leichten Opfern. Täter spüren oft emotionale Bedürftigkeit und wissen sie für ihre Zwecke zu nutzen.

Ältere Jugendliche gehen oftmals noch sehr jung feste Beziehungen ein, um so die vermisste Wärme zu erleben. Eine frühe feste Bindung gefährdet aber die Bildungskarriere und birgt die Gefahr sehr früher Elternschaft.

Heimunterbringung als Risiko

Rund 100.000 Mädchen und Jungen in der Ukraine leben in Heimen. Die meisten dieser Kinder sind „Sozialwaisen“. Das bedeutet, die Eltern leben noch, haben ihre Kinder aber einem Heim überlassen – aus Not oder Ausweglosigkeit oder eben, weil sie als Arbeitsmigranten im Ausland leben und arbeiten. Grundsätzlich bedeutet Heimunterbringung für Kinder eine größere Gefährdung ihres Wohlbefindens und ihrer Sicherheit. Nicht überall werden die gesetzlichen Vorgaben zur Sicherung des Kindeswohls eingehalten. Der Staat kommt seiner Pflicht zur Überprüfung nur unzureichend nach.

Heime mit familienähnlichen Strukturen ermöglichen es eher, auf die individuellen Bedürfnisse jedes Kindes einzugehen, so wie dies auch in Familien geschieht. Aber gerade in Großheimen gilt oft ein Regelwerk, das kindlichen Bedürfnissen wenig Rechnung trägt. So besteht die Gefahr der Vernachlässigung. Die häufige Fluktuation von Personal und Mitbewohnern macht den Aufbau stabiler Beziehungen unmöglich, die für die Entwicklung von Kindern so wichtig sind. Kinder, die in Obhut von staatlichen oder kirchlichen Einrichtungen leben, haben zudem ein deutlich höheres Risiko, Opfer von körperlichem oder sexuellem Missbrauch zu werden. Mögliche Täter sind nicht nur das Personal, sondern auch andere Kinder und Jugendliche in der Einrichtung, wenn der Kinderschutz nicht beachtet wird.

Kindeswohl besser schützen

Wie kann man das Wohl der Kinder in diesen Situationen besser schützen? Antworten gibt es auf unterschiedlichen Ebenen. Einerseits besteht

eine große politische Herausforderung darin, Trennungen vorzubeugen. Eltern, die zur Arbeit in den Westen gehen, tun dies ja nicht, um ihren Kindern zu schaden. Sie möchten ihnen vielmehr bessere materielle Voraussetzungen und eine bessere Ausbildung ermöglichen. Gute berufliche Perspektiven und eine ausreichende Bezahlung für die Eltern in den Heimatländern bedeuten für viele Eltern und Kinder die Möglichkeit, Familie so zu leben, wie sie es möchten, nämlich vereint.

Andererseits sollten Jugendämter, Kindergärten, Schulen und andere Einrichtungen die Kinder, die ohne Eltern aufwachsen, besonders im Blick haben: Kommen diese Einrichtungen ihren Aufgaben im Kinderschutz nach? Sind die Mitarbeitenden entsprechend geschult, um Kindeswohlgefährdungen zu erkennen und Betroffenen die passende Hilfe zukommen zu lassen? Gibt es Meldesysteme, die betroffene Kinder und Jugendliche, aber auch aufmerksame Nachbarn, beim Verdacht auf Kindeswohlgefährdung nutzen können? Wo finden überforderte Großeltern Beratung und Unterstützung? Gibt es Freizeitangebote, in denen Kinder und Jugendliche gut und sicher betreut werden? Wo finden sie psychologische Begleitung für ihre Sorgen und Ängste?

Eltern kommen an erster Stelle, wenn es um die Verantwortung für das Wohlergehen ihrer Kinder geht. Aber sie haben das Recht auf die Unterstützung der Gesellschaft und des Staates auf mehreren Ebenen. Alle sind aufgefordert, Bedingungen zu schaffen, in denen Eltern ihren Pflichten auch nachkommen können und die Rechte der Kinder gewahrt sind. *

Das beste Geschenk wäre Deine Rückkehr nach Hause

Für Kinder ist es nicht immer einfach in Worte zu fassen, dass und wie sie ihre Eltern vermissen. Neuntklässler einer Schule im ukrainischen Ivano-Frankivsk haben es dennoch versucht. Ihre Briefe, von der Caritas Ukraine veröffentlicht, geben der Sehnsucht der Kinder vielfältig und berührend Ausdruck.



Liebe Mama,

ich vermiss dich sehr. Ich wünsche mir, dass du mich an die Hand nimmst und zur Schule bringst. Ich möchte dir meine Lehrerin vorstellen, die mich gut versteht.

Mama, am Telefon fragst du mich oft, was für ein Geschenk du mir schicken sollst. Ich habe alles. Das beste Geschenk wäre deine Rückkehr nach Hause.

Ich warte auf dich. Ich weiß, dass du bald kommst. Du wirst sehen, dass es zu Hause schön ist. Die Vögel singen sogar im Winter, und die Sonne ist hier nicht so wie im Ausland.

Mama, du sollst wissen, ich liebe dich sehr. Dieses Gedicht habe ich für dich verfasst:

Liebe Mama,

schon wieder feiern wir deinen Geburtstag ohne dich. Wir gratulieren dir nur per Telefon, aber ich möchte dich fest umarmen, dich küssen und dich an mich drücken.

Maryna

ICH WERDE FÜR DICH BETEN,
DAMIT DU FRÜHER
ZURÜCKKOMMEN KANNST.
ICH WARTE AUF DICH
MIT UNGEDULD UND VERGESSE DICH
IN KEINEM AUGENBLICK.

Es küsst und umarmt dich
Deine Tochter Mila

Heute wurde ich sehr früh wach und blieb ewig im Bett liegen. Ich hatte keine Lust aufzustehen. Ich wollte nicht essen, nicht in die Schule gehen. Ich wollte nicht in Großmutter's müde Augen schauen, ich wollte sie nicht anlügen, dass ich mich gut fühle.

Ich hasse die lächelnden Gesichter meiner Mitschüler und Freunde, die über ihre Mütter und Väter sprechen, über ihre gemeinsamen Abendessen, Frühstücke, Streitereien und Feste.

Lieber Gott, ich bitte dich von ganzem Herzen, bring mir meine Mama zurück! Denn ich bin kein Waisenkind, ich bin einfach ein Kind, dem ein fremdes Land seine glückliche Kindheit weggenommen hat.

Natalia

Mein lieber Papa!

Ohne dich bin ich sehr traurig. Ich frage mich immer, wie es dir dort ohne mich geht, ob es dir gut geht. Manchmal möchte ich dir gern etwas erzählen, dich um deinen Rat fragen, aber du bist nicht da. Wenn ich auf dein Bild schaue, möchte ich, dass du ganz schnell nach Hause kommst, mit mir sprichst und mich umarmst.

Du sagst, man muss lernen, alles selbst zu machen. Damit bringst du mir Selbstständigkeit bei. Du bringst mir immer viel bei. In meiner Seele verstehe ich, dass jedes deiner Worte mir jetzt und in Zukunft hilft.

Ich danke dir für alles und warte auf deine Ankunft.

Deine Tochter Chrystja

Lieber Papa,

ich habe beschlossen, dir einen Brief zu schreiben. Es ist nicht möglich, alles zu sagen, aber das Papier hält alles aus. Papa, wir haben hier einen richtigen Winter. Unsere Schlittschuhe und Hockeyschläger warten auf uns. Ich hoffe, dass wir bald zusammen Hockey spielen können. Mama schickt mich in eine Musikschule. Dort spiele ich Saxophon, aber wir beide wissen, dass echte Männer nur Gitarre spielen.

Papa, ich möchte, dass wir wie früher zum Stausee angeln fahren. Ich möchte neue Höhen bewältigen. Den Berg Howerla zum Beispiel, denn auf dem Berg Chomjak waren wir schon. Du hast mir einmal versprochen, mit mir zu spielen. Kannst du dich daran erinnern? Papa, ich warte auf dich, mit Mama geht es gut, aber ich vermisse dich. Komm bitte.

Andrij

Guten Tag, meine liebste Mama!

Ich habe lange überlegt, ob ich dir von meinen seelischen Schmerzen schreiben soll. Ich habe mir dein nettes, erstauntes und immer besorgtes Gesicht vorgestellt: Warum schreibe ich einen Brief, wenn du mich jeden Sonntag aus deinem Barcelona anrufst und fast zehn Minuten mit mir sprichst... Wir haben uns nie Briefe geschrieben. Immer, wenn ich am Handy von mir erzähle, unterbrichst du mich und fragst, wie es den Nachbarn und Bekannten geht, wer geboren wurde und wie die Tauffeier war. Du interessierst dich besonders dafür, wer geheiratet hat, was es zu essen gab, welche Musik auf der Hochzeit gespielt wurde und was gesungen und getanzt wurde. Du machst dir Sorgen um die Großeltern. Am Ende des Gesprächs fragst du immer, ob ich Geld habe und ob der spanische Kaffee noch nicht aufgebraucht ist... So vergehen sechshundert von mir lang erwartete Sekunden und ich schaffe es nicht, dir das Wichtigste zu sagen: wie mir mein Herz wehtut, wie ich ohne dich wie eine Kerze verbrenne, meine liebe, meine teuerste Mama.

Schon lange möchte ich dir von meinen Gefühlen erzählen: wie ich dich liebe, wie ich um dich traure, wie mir deine Sorge und Zärtlichkeit fehlen, die nicht mit Kaffee, Geschenken oder Geld ermessen werden können, sondern mit deiner Anwesenheit, deiner Liebe und deinem Mitgefühl. Leider habe ich keine Möglichkeit, dir meine Begeisterungen und Enttäuschungen mitzuteilen, und ich kann nicht spüren, dass dich meine Freuden und Probleme interessieren.

Ich vermisse dich so sehr! Komm zurück nach Hause, ich brauche dich sehr!
Ich küsse dich.

Iwanka

Gibt es ein Recht auf elterliche Fürsorge?

Überlegungen anhand der UN-Kinderrechtskonvention

Matthias Tigges ist Grundlagenreferent im Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘.



Die UN-Kinderrechtskonvention von 1989 umfasst 54 Artikel. Um diese auch für Kinder verständlich zu machen, hat UNICEF, das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen, sie als „Grundrechte von Kindern“ in zehn Punkten zusammengefasst und vereinfacht, etwa als „Recht auf Spiel und Freizeit“, als „Recht auf gewaltfreie Erziehung“ und als „Recht auf Schutz vor wirtschaftlicher und sexueller Ausbeutung“. In der kindgerechten Fassung findet sich auch das „Grundrecht auf eine Familie, elterliche Fürsorge und ein sicheres Zuhause“.

DAS KINDESWOHL
HAT VORRANG.

Diese Grundrechte sind allerdings nicht selbst Teil der Kinderrechtskonvention, wie beispielweise die ersten 19 Artikel des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland als Grundrechte Teil der Verfassung sind. Vielmehr handelt es sich bei den zehn Grundrechten von Kindern um eine ideelle Basis der gesamten 54 Artikel. Sie greifen in kindgerechter Sprache den Grundgedanken der Kinderrechte auf und summieren, auf welche Bereiche sich die jeweiligen Rechte beziehen. Ein Grundrecht auf elterliche Fürsorge, das ein Kind seinen Eltern gegenüber einklagen könnte, kennt die Kinderrechtskonvention nicht. Das entspräche auch nicht dem Ziel und dem Charakter der UN-Kinderrechtskonvention. Das „Übereinkommen über die Rechte des Kindes“ verfolgt vielmehr das Ziel, dass in den einzelnen Vertragsstaaten die Rechte der Kinder angemessen berücksichtigt werden.

Betonung der elterlichen Fürsorge

Auch wenn das Kinderrecht auf „elterliche Fürsorge, Familie und ein Zuhause“ in dieser Form als Grundrecht also nicht explizit formuliert ist, hebt die Kinderrechtskonvention die Fürsorge doch als besonderes Anliegen hervor. Bereits ihre Präambel greift mit einem Verweis auf die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“ einen Anspruch auf besondere Fürsorge auf. Dort heißt es in Art. 25, Abs. 2: „Mütter und Kinder haben Anspruch auf besondere Fürsorge und Unterstützung. [...]“ Die Kinderrechtskonvention verpflichtet die Vertragsstaaten dazu, „dem Kind unter Berücksichtigung der Rechte und Pflichten seiner Eltern, seines Vormunds oder anderer für das Kind gesetzlich verantwortlicher Personen den Schutz und die Fürsorge zu gewährleisten, die zu seinem Wohlergehen notwendig sind“ (vgl. Art. 3, Abs. 2). Diesem Anliegen trägt beispielsweise in Deutschland das Grundrecht Rechnung, welches die „Pflege und Erziehung der Kinder“ als das „natürliche Recht der Eltern und die zuvörderst ihnen obliegende Pflicht“ charakterisiert (vgl. Art 6, Abs. 2).

Vorrang des Kindeswohls

Die Kinderrechtskonvention lässt zwar ein Recht des Kindes auf Fürsorge erkennen. Es fehlt allerdings die explizite Grundlage, dass diese Fürsorge vornehmlich als elterliche geleistet werden soll. Dennoch weisen zwei Artikel auf die herausgehobene Stellung der Eltern hin: Art. 10, Abs. 2 der Kinderrechtskonvention formuliert einen Anspruch für „ein Kind, dessen Eltern ihren Aufenthalt in verschiedenen Staaten haben [...], regelmäßige persönliche Beziehungen und unmittelbare

telbare Kontakte zu beiden Elternteilen zu pflegen, soweit nicht außergewöhnliche Umstände vorliegen.“ Hier wird vor allem die Eltern-Kind-Beziehung als besonders schützenswert in den Vordergrund gestellt. Eltern und Kinder dürfen einander besuchen und nicht gegen ihren Willen voneinander getrennt werden.

Dieses Anliegen unterstreicht auch Art. 18, Abs. 1, der die gemeinsame Fürsorge beider Eltern als Grundsatz festhält: „Die Vertragsstaaten bemühen sich nach besten Kräften [...] sicherzustellen, dass beide Elternteile gemeinsam für die Erziehung und Entwicklung des Kindes verantwortlich sind.“ Der Artikel stellt klar, dass es sich hierbei bestenfalls um eine elterliche Fürsorge handelt. Die einzige Einschränkung dafür ist das Wohl des Kindes selbst: „Für die Erziehung und Entwicklung des Kindes sind in erster Linie die Eltern oder gegebenenfalls der Vormund verantwortlich. Dabei ist das Wohl des Kindes ihr Grundanliegen.“

Als Voraussetzung der elterlichen Fürsorge gilt für die Kinderrechtskonvention der Vorrang des Kindeswohls (vgl. Art. 3, Abs. 1). Dem folgt zum Beispiel auch der besondere Schutz der Familie vor staatlichem Zugriff. In einigen Ländern dürfen staatliche Stellen ausschließlich aufgrund einer Gefährdung des Kindeswohls in die Erziehung eingreifen, zum Beispiel wenn Eltern aus religiösen Gründen notwendige medizinische Eingriffe verweigern.

Fazit

Ein Grundrecht auf elterliche Fürsorge gibt es laut Kinderrechtskonvention nicht. Doch sie macht deutlich, dass die Eltern-Kind-Beziehung besonders schützenswert ist. Die Vertragsstaaten sollen die Eltern darin unterstützen, ihren elterlichen Pflichten nachzukommen (Art.5): dem Schutz, der Betreuung und der guten Entwicklung ihrer Kinder. ✱

Kinder ohne Eltern Fakten und Zahlen

Es gibt viele Gründe, weshalb Kinder ohne ihre Eltern aufwachsen müssen. Mangels einheitlicher weltweiter Erhebungen kann die Zahl der betroffenen Kinder kaum geschätzt werden. Gemeinsam ist all diesen Kindern und Jugendlichen, dass sie besonders verletzlich und gefährdet sind und daher besonderer Fürsorge bedürfen.

Verena Hanf ist Redakteurin
im Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘.



Viele Kinderarbeiter leben entfernt von ihren Eltern an ihrem Arbeitsplatz und sind dem Arbeitgeber schutzlos ausgeliefert.

Waisen oder Halbwaisen

Waisen oder Halbwaisen sind Kinder unter 18 Jahren, bei denen ein oder beide Elternteile gestorben sind. Nach Schätzungen von UNICEF, dem Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen, leben weltweit rund 140 Millionen Waisenkinder. Jedes zehnte Kind hat Vater und Mutter verloren und ist Vollwaise. Kinder werden vor allem dort zu Waisen, wo Armut herrscht. Sie ist – direkt oder indirekt – die Hauptursache für Krankheit und Tod der Eltern oder für deren Schwierigkeit, sich adäquat um ihre Kinder zu kümmern. Besonders viele Halbwaisen und Waisen leben in Asien und Afrika. UNICEF schätzt, dass 61 Millionen Kinder in Asien ohne Eltern oder nur mit einem Elternteil aufwachsen, 52 Millionen in Afrika, 10 Millionen in Lateinamerika und der Karibik und 7,3 Millionen in Osteuropa und Zentralasien. 95 Prozent der Waisen oder Halbwaisen sind älter als fünf Jahre.

Kinder von Arbeitsmigranten

Es gibt keine gesicherten weltweiten Zahlen und nur wenige Studien darüber, wie viele Kinder zurückgelassen werden, wenn ihre Eltern oder ein Elternteil zum Arbeiten ins Ausland oder in eine andere Region ziehen. Nach UNICEF-Schätzungen müssen in China besonders viele Kinder ohne Eltern aufwachsen, da diese zum Arbeiten in die Städte gezogen sind: 61 Millionen, das ist ein Fünftel aller chinesischen Kinder, wachsen bei nur einem Elternteil oder ohne ihre Eltern auf. In ihren Herkunftsdörfern leben sie entweder bei Großeltern oder anderen Verwandten – oder sind ganz auf sich allein gestellt. Wie die Fachzeitschrift „The Lancet“ berichtet, müssen auch in Südafrika, Ecuador und auf den Philippinen besonders viele Kinder ohne ihre Eltern auskommen: 40 Prozent der Kinder in ländlichen Regionen Südafrikas, 36 Prozent der ecuadorianischen Jungen und Mädchen und 27 Prozent der Kinder auf den Philippinen wachsen ohne Eltern auf, da diese armutsbedingt im Ausland arbeiten müssen.



Arbeitende Kinder

Unter Kinderarbeit versteht man Arbeiten, die gegen die Kinderrechte verstoßen: Arbeiten, für die Kinder zu jung sind, die sie gefährden, ihrer Entwicklung schaden und die Kinder am Schulbesuch hindern. Weltweit gibt es nach Schätzungen der Internationalen Arbeitsorganisation ILO 152 Millionen Kinderarbeiter zwischen fünf und 17 Jahren. Sie müssen unter Bedingungen arbeiten, die ihre elementaren Rechte verletzen. Knapp die Hälfte, 73 Millionen Mädchen und Jungen, arbeiten unter besonders gefährlichen und ausbeuterischen Bedingungen. Neben Arbeiten, die die Gesundheit und Sicherheit der Kinder gefährdet – zum Beispiel die Arbeit in Steinbrüchen, extrem lange Arbeitszeiten und Nachtarbeit –, gehören zu den schlimmsten Formen der Kinderarbeit auch verschiedene Formen des Missbrauchs: Sklaverei und sklavenähnliche Abhängigkeiten wie Schuldknechtschaft, der Einsatz von Kindern als Soldaten, Kinderprostitution und Kinderpornographie sowie kriminelle Tätigkeiten wie der Missbrauch von Kindern als Drogenkuriere. Die meisten Kinderarbeiter leben in Afrika (72 Millionen), gefolgt von Asien (62 Millionen). Schätzungsweise 11,5 Millionen Kinder und Jugendliche arbeiten als Dienstpersonal in privaten Haushalten – die meisten sind Mädchen. Aufgrund ihrer Arbeit müssen sie sich von ihrer Familie trennen. Sie leben oft weit entfernt von ihren Eltern und sind dem Arbeitgeber weitgehend schutzlos ausgeliefert.

Straßenkinder

Das Fachlexikon für soziale Arbeit definiert Straßenkinder als „minderjährige Jugendliche, die sich weitgehend und dauerhaft abgewendet haben von gesellschaftlich vorgesehenen Sozialisationsinstanzen, sich im Wesentlichen, meist zusammen mit anderen Jugendlichen, am Lebensmittelpunkt öffentlicher Raum als einzigem aktuellen Sozialisationsort orientieren (...)“. Diese Kinder und Jugendlichen leben also überwiegend auf der Straße. Manche kommen nur zum Schlafen nach Hause, andere sind gänzlich obdachlos. Einige haben den Kontakt zur Familie abgebrochen. Andere wurden aus unterschiedlichen Gründen gezwungen, auf der Straße zu leben, etwa durch Armut, Vernachlässigung, familiäre Gewalt, Krankheit oder Tod der Eltern. Es gibt keine verlässliche Statistik darüber, wie viele Straßenkinder es weltweit gibt, doch Kinderrechtsorganisationen schätzen, dass rund 33 Millionen Kinder und Jugendliche dauerhaft ohne ihre Eltern auf der Straße leben müssen. Vor allem in großen Städten wie Mumbai, Rio de Janeiro, Lima oder Johannesburg sind es viele.

Kinder allein auf der Flucht

Wie das UN-Flüchtlingshilfswerk (UNHCR) im Juni 2020 berichtete, sind derzeit 79,5 Millionen Menschen auf der Flucht. Das sind knapp neun Millionen Menschen mehr als im Jahr 2019 und fast doppelt so viele wie noch vor zehn Jahren. Mehr als zwei Drittel der Geflüchteten stammen aus Syrien, Venezuela, Afghanistan, Südsudan und Myanmar. Etwa 40 Prozent sind Kinder und Jugendliche. Im Jahr 2019 meldeten 53 Staaten dem UN-Flüchtlingswerk rund 153.300 Kinder und Jugendliche, die unbegleitet unterwegs waren, 43.000 mehr als im Vorjahr. Der UNHCR geht davon aus, dass die Zahl der Minderjährigen, die allein auf der Flucht sind, noch weit höher liegt. In Deutschland waren im Jahr 2019 rund 11.200 minderjährige unbegleitete Flüchtlinge in der Obhut von Jugendeinrichtungen.

René war fast fünf Jahre alt, als am 12. Januar 2010 in Haiti die Erde bebte. Sechs Jahre lang lebte er danach auf der Straße, bevor er im Straßenkinderzentrum Lakay Hilfe fand.

Was Familien auseinanderreißt

Dass Eltern sich aus freien Stücken von ihren Kindern trennen, ist die Ausnahme. Zumeist sind es die Folgen von Armut sowie Krieg und Katastrophen, die Familien auseinanderreißen, wie Beispiele aus der Projektarbeit des Kindermissionswerks in der Ukraine, im Libanon, in Haiti und in Bolivien zeigen.

Susanne Dietmann ist Redakteurin im Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘.

Armut, fehlende Einkommensmöglichkeiten und niedrige Löhne sind häufige Gründe dafür, dass Eltern ihre Familien verlassen und in der Ferne Arbeit zu suchen. „Hier in der Ukraine ist es keine Armut im Sinne von Hunger, sondern vielmehr Perspektiv- und Trostlosigkeit“, erklärt Natalja Tkatschenko, Caritas-Projektverantwortliche vor Ort. Viele Ukrainer hätten eine gute Ausbildung, verdienen im Ausland mit weniger qualifizierten Jobs jedoch viel mehr. Anfang 2020 lag der monatliche Durchschnittslohn in dem osteuropäischen Land nach offiziellen Angaben bei 390 Euro. Netto bleiben davon rund 314 Euro übrig. In manchen Branchen ist die Entlohnung jedoch noch immer unterdurchschnittlich gering, etwa auf dem Bau mit 333 Euro monatlich oder in der Landwirtschaft mit 311 Euro¹. Da ist es nicht verwunderlich, dass viele Ukrainer versuchen, ihre Familien mit besser bezahlten Jobs im Ausland über die Runden zu bringen.



„Mindestens fünf Jahre muss ich noch im Ausland arbeiten“

Eine von ihnen ist Tanja², Ehefrau und dreifache Mutter aus einer westukrainischen Kleinstadt. Die gelernte Köchin und Konditorin arbeitete früher in einem Hotel. „Aber in Deutschland verdiene ich fünfmal so viel“, sagt sie. Ihr ältester Sohn ist schwerbehindert: Er hat Zerebralparese, braucht regelmäßig teure Medikamente und Therapie. Die 18-jährige Tochter hat gerade ihr Biologiestudium begonnen. Eine polnische Agentur vermittelte Tanja als Pflegerin nach Deutschland. Jeden Abend spricht Tanja am Telefon mit ihrer Familie, alle zwei Monate kommt sie für einige Tage nach Hause. Ihr jüngster Sohn ist sieben Jahre alt und geht noch zur Schule. Er leidet am meisten unter der Situation. „Mindestens fünf Jahre muss ich noch im Ausland arbeiten“, sagt Tanja. „Dann hat meine Tochter ihr Studium abgeschlossen. Aber ich möchte, dass auch mein Jüngster später eine gute Ausbildung bekommt.“ Ihr Ehemann Igor hat früher ebenfalls im Ausland gearbeitet, zuletzt zwei Jahre als Handwerker in Belgien. Heute ist er Taxifahrer in der Heimat und versucht, 24-Stunden-Schichten, Haushalt und Familie unter einen Hut zu bringen, während seine Frau weg ist.

„In vielen Dörfern leben nur Ältere und Kinder“

„In jeder zweiten oder dritten Familie hier lebt jemand im Ausland“, erzählt Natalja Hryhortschuk, die sich bei der Caritas Ukraine um Kinder von Arbeitsmigranten kümmert. „Bis zu 70 Prozent der berufsfähigen Bevölkerung fallen aus, und in vielen Dörfern leben nur Ältere und Kinder.“ Inzwischen würden jedoch viele Eltern ihre Kinder mit ins Ausland nehmen. Das Thema fände heute längst nicht mehr die Beachtung wie frühere Auswanderungswellen der 1990-er und 2000-er Jahre. „Damals sind die Eltern für drei bis vier Jahre ausgewandert, und es gab weder Skype noch Viber, um mit den Kindern zu sprechen.“ Heute seien sie zwar meist nur einige



Monate abwesend, doch die Arbeitsmigration sei zu einem Massenproblem mit den gleichen Folgen für die Kinder geworden. Ein wichtiger Bestandteil ihrer der Arbeit mit Jugendlichen ist daher die Berufsorientierung. Regelmäßig lädt Hryhortschuk Vertreter unterschiedlicher Berufe ein und besucht mit den Jugendlichen verschiedene Betriebe. Ihre Mühe zahlt sich aus: Viele junge Menschen möchten in der Ukraine bleiben und nicht getrennt von ihren Familien leben. So auch Sportstudentin Christina (19), selbst Kind von Arbeitsmigranten. „Ich bin mir sicher, dass ich auch hier eine gute Arbeit finde“, sagt sie. „Mein großer Traum ist es, später ein Sportstudio zu eröffnen.“ Auch die 16-jährige Katia will anders als ihre Eltern auf jeden Fall in der Ukraine bleiben. Sie träumt davon, an die Polizeischule in Lemberg, Odessa oder Kiew zu gehen und später Kriminalkommissarin zu werden.

„Ihr nehmt uns die Arbeitsplätze weg“

Nicht nur Armut und niedrige Löhne, auch Konflikte und Kriege zwingen Menschen, Heimat und Familie zu verlassen. „Viele syrische Männer kommen auf der Suche nach Arbeit in den Libanon“, erzählt Myrna Chamieh, Projektpartnerin des Kindermissionswerks in Beirut. „Oft bringen sie ihre minderjährigen Söhne zur Mitarbeit mit, statt sie in die Schule zu schicken. An den Wochenenden fahren sie zurück nach Syrien.“ Doch nicht alle gehen zurück in die Heimat. Viele versuchen, dauerhaft im Libanon Fuß zu fassen und die Familien nachzuholen. Das hat Auswirkungen auf die wirtschaftliche Situation und den Arbeitsmarkt im Gastland. Waren Mitgefühl und Hilfsbereitschaft mit den syrischen Geflüchteten anfangs noch groß, schlugen sie später vielerorts oft in offene Ablehnung um. „Geht zurück nach Syrien, wir haben hier auch nichts“, beschimpft eine Libanesin eine syrische Frau im Beiruter Stadtteil Bourj Hammoud.

„Ihr nehmt uns die Arbeitsplätze weg, weil ihr für viel weniger Geld arbeitet.“ Auch viele Libanesen leben am Existenzminimum, immer wieder machen sich auch hier Familienmitglieder auf, um im Ausland zu arbeiten. Die Corona-Pandemie hat der Wirtschaft des Landes weiter zugesetzt, und dem Land droht der Staatsbankrott.

Naturkatastrophen reißen Familien auseinander

Auch schwere Naturkatastrophen wie der Zyklon „Idai“, der Anfang 2019 in Ostafrika tobte, oder das Erdbeben vor zehn Jahren in Haiti sorgen immer wieder dafür, dass Familien auseinandergerissen werden und Eltern nicht mehr für ihre Kinder sorgen können. René³ war fünf Jahre alt, als am 12. Januar 2010 die Erde in Haiti bebte. „Auf einmal waren überall Verletzte und Tote“, erzählt er. Renés Familie überlebte das Erdbeben, doch ihr Haus wurde völlig zerstört, die Familie wurde getrennt. Mit seiner Mutter zog René in eine provisorische Zeltstadt. Die Zustände dort waren schrecklich, und es gab zu wenig zu essen. „Dann habe ich meine Mutter bestohlen“, erzählt er beschämt. „Deswegen bin ich abgehauen und habe von da an auf der Straße gelebt.“ Um über die Runden zu kommen, musste René betteln und stehlen. Hilfe fand der Junge bei einem Streetworker der Salesianer Don Boscos. Heute lebt der inzwischen 15-Jährige in einem Straßenkinderzentrum des Ordens, das vom Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘ unterstützt wird.

Therapie in der Ferne

Krankheiten und Behinderungen sind ein weiterer Grund für die Trennung von Eltern und Kindern. Das zeigt das Beispiel der siebenjährigen Mónica und ihrer Familie aus der Kleinstadt Monteagudo in Bolivien. Sauerstoffmangel bei der Geburt führte bei dem Mädchen zu Zerebralparese und einer schweren Behinderung. Um Mónica eine gute Therapie zu ermöglichen, gab ihre Mutter sie in die Obhut der Stiftung E.T.I. (Escuela Taller de Integración), einem langjährigen Partner des Kindermissionswerks. In deren Einrichtung in der Hauptstadt Sucre wird Mónica umfassend betreut und bekommt mehrmals wöchentlich Physio- und Hydrotherapie. Beim Hausbesuch berichtet Physiotherapeutin Rita von Mónicas Therapiefortschritten. „Ich will, dass meine Tochter ein gutes Leben hat“, sagt die Mutter mit Tränen in den Augen, und gibt Rita Mónicas Lieblingst Teddy mit. So oft wie möglich besucht die neunfache Mutter ihre Tochter im Projekt. Doch die Fahrt in die Hauptstadt ist teuer, ihre finanziellen Mittel sehr begrenzt. Ähnlich ging es Maria mit ihrer Tochter Guadalupe. Seit einem Unfall sitzt die Sechsjährige im Rollstuhl. Nach längerer Therapie in Sucre sind beide froh, dass das Mädchen endlich wieder zuhause ist. Eine Rollstuhlrampe und weitere technische Hilfen von E.T.I. ermöglichen es Guadalupe, sich weitgehend selbständig auf dem Gelände zu bewegen. *

¹ https://ukraine-nachrichten.de/ukrainische-durchschnittsloehne-kletterten-2019-%C3%BCber-450-euro_4992

² Name von der Redaktion geändert

³ Name von der Redaktion geändert

Von anderen Kulturen lernen

Dr. Sigrid Tschöpe-Scheffler war bis 2015 Professorin an der Technischen Hochschule Köln für Familienbildung und Leiterin des Instituts für Kindheit, Jugend und Familie. Sie arbeitet heute freiberuflich als Familien- und Erziehungsberaterin, Autorin und Referentin im In- und Ausland.

Was brauchen Kinder, um gut mit der Trennung von einem oder beiden Elternteilen zurechtzukommen? Können andere Bezugspersonen die Rolle der Eltern ausfüllen? Familienexpertin Sigrid Tschöpe-Scheffler gibt Antworten.

Als ich Anfang des Jahres 2020 in Kenia in meinem ehrenamtlichen Projekt mit Familien und Kindern zusammenarbeitete, konnte ich wieder einmal beobachten, wie sich in den Häusern, auf dem Marktplatz oder in der Kirche die Erwachsenen gleichzeitig um alle Kinder kümmern. Läuft einem Kind die Nase, ist es nicht unbedingt die Mutter, die das Taschentuch oder den Rockzipfel zückt, sondern ein Erwachsener in der Nähe. Fällt ein Kind hin und weint, ist sofort jemand da, der es tröstet und ihm hilft – die eigene Mutter ist vielleicht gar nicht vor Ort. Als ich bei einer Schneiderin im Ort wartete, um ein Kleid anpassen zu lassen, hatte ich gleich ihr Baby auf dem Schoß sitzen, um das ich mich kümmern sollte. Sie saß ja an der Nähmaschine und hatte keine Zeit.

Vertrauenspersonen haben

In unserem westeuropäischen Kontext hat die Mutter-Kind-Beziehung – und inzwischen auch die Vater-Kind-Beziehung – zu Recht einen hohen Stellenwert. Sie wird sehr exklusiv wahrgenommen. Großeltern sind als erweiterte Bezugspersonen willkommen und je nach Situation auch zuständig. Aber was ist mit der Großfamilie, wenn es sie überhaupt oder in der Nähe noch gibt? Was mit der Nachbarschaft oder mit ganz fremden Menschen? Wir sind eher zurückhaltend, wenn es darum geht, ihnen unser Kind anzuvertrauen.

„Zur Erziehung eines Kindes braucht es ein ganzes Dorf.“ Dieses afrikanische Sprichwort wird auch in eher ländlich strukturierten, osteuropäischen Gegenden gelebt, nämlich dort, wo die Familien noch groß sind, enger zusammenleben und nachbarschaftliche Beziehungen schon darum intensiv sind, weil man voneinander abhängig ist. Oft haben es die Kinder dort mit einigen Erwachsenen und natürlich mit vielen anderen Kindern zu tun. Das bringt nicht nur Abwechslung, sondern bietet auch die Möglichkeit, immer einen Ansprechpartner zu haben, jemanden, der vor Ort ist, tröstet oder einfach da ist. Natürlich brauchen auch diese Kinder Hauptbezugspersonen. Das sind in der Regel die Mütter, manchmal aber auch Großeltern, Väter oder Verwandte. Aber es gibt eben noch viele weitere Vertrauenspersonen.

„Zur Erziehung eines Kindes braucht es ein ganzes Dorf“, lautet ein afrikanisches Sprichwort.





Auch in der Region Turkana in Kenia haben die Kinder mehrere Bezugspersonen, die sich um sie kümmern.

Bindungsaufbau vor der Trennung

Wie Kinder damit zurecht kommen, von einem Elternteil getrennt zu sein, ist sehr individuell und hängt natürlich auch vom Alter und Umfeld ab. In den ersten vier bis sechs Lebensjahren empfehle ich aufgrund des Bindungsaufbaus zwischen Kind und Eltern keine lange Trennung. Gibt es genügend weitere Bezugspersonen in der Familie und ist das Kind in der Lage zu verstehen, dass Mutter oder Vater wiederkommen, ist die Trennungssituation zwar immer noch schwierig, aber es gibt nahe Menschen, die zuständig sind und Verantwortung übernehmen.

Sind Bezugspersonen nicht länger als drei Monate am Stück „verschwunden“ und gibt es Kontakte über digitale Medien, können Kinder ab dem sechsten Lebensjahr die Situation relativ gut einschätzen. Sie wissen beispielsweise, dass Mama bald wieder zurückkommt, es bei Papa im Bett auch gemütlich ist oder die Oma extra gutes Essen kocht, um das Kind zu verwöhnen. Das wäre eine gute Situation. Ich sage nicht, dass es der Idealfall ist, der wäre natürlich Mama, Papa und Kind(er) in einer achtungsvollen Beziehung miteinander – und dazu das Dorf, das sich ebenfalls liebevoll kümmert. Doch wo gibt es diese Idealsituation? In unseren westeuropäischen Familiensituationen fehlt oft das „Dorf“ als Entlastung, und die Beziehungen sind wegen der Konzentration auf ein einzelnes Kind häufig zu eng und können zu Überfürsorge führen.

Vorurteile vermeiden

Wir können viel von anderen Kulturen lernen, auch im Umgang miteinander und mit Kindern. Es ist immer problematisch, die eigene Lebenssituation zu übertragen und schnell zu bewerten. Ist das wirklich eine „Rabenmutter“, die ihr Kind so lange alleine lässt, während sie in Deutschland für andere Menschen arbeitet? Das ist ein oft gehörter Vorwurf. Doch welche wirtschaftliche Not hat sie dazu gebracht, diese Arbeit anzunehmen? Was ist mit dem Vater und den anderen Verwandten oder Freunden? Wie alt ist das Kind oder sind die Kinder, die sie zurücklässt? Wie lange bleibt die Mutter weg und welche Kontaktmöglichkeiten hat sie mit ihrer Familie? Bringt die Arbeit der Mutter eine Entspannung für die Familiensituation und die soziale Lage, von der auch das Kind profitiert? Diese Fragen sollten wir stellen, entweder schon im Vorfeld oder im Laufe des Miteinanders, um die Mutter zu entlasten. Wir können uns ihre Sorgen anhören, um so die Sehnsucht nach ihren Kindern zu verstehen. Nicht nur die Kinder haben Trennungsschmerzen, die Betreuerinnen in Deutschland haben auch viel zurückgelassen und vermissen ihre Kinder, ihre Familien und ihr Umfeld. Grund genug, ihnen da, wo sie arbeiten und zeitweise leben, ein angenehmes und freundliches Umfeld zu ermöglichen. *



Arbeitsmigration weltweit

Die Zahl der Arbeitsmigranten weltweit ändert sich ständig. Verlässlichste Zahlen über die Entwicklungen bietet die Internationale Arbeitsorganisation (ILO). Hier einige Fakten aus ihrem jüngsten Bericht zur weltweiten Arbeitsmigration.¹

- » Im Jahr 2017 gab es weltweit rund 164 Millionen Arbeitsmigranten – neun Millionen mehr als noch im Jahr 2013.
- » Die meisten Arbeitsmigranten sind Männer (mit 96 Millionen gegenüber 68 Millionen Frauen).
- » In den vergangenen Jahren haben verstärkt Frauen allein und ohne ihre Familien auf der Suche nach Arbeit ihre Heimat verlassen, sind dabei aber mehr Diskriminierungen ausgesetzt, die ihre Beschäftigungsmöglichkeiten reduzieren.
- » 67,9 Prozent der Arbeitsmigranten leben in Ländern mit hohem Durchschnittseinkommen.
- » Mehr als zwei Drittel der Arbeitsmigranten sind vor allem in drei Regionen tätig: 23 Prozent in Nordamerika, 23,9 Prozent in Nord-, Süd- und Westeuropa und 13,9 Prozent in arabischen Ländern.
- » Osteuropa, Sub-Sahara Afrika, Südostasien und der pazifische Raum, Zentral- und Westasien sind weitere Regionen, in denen je fünf Prozent Arbeitsmigranten beschäftigt sind.

¹ https://www.ilo.org/global/publications/books/WCMS_652029/lang--de/index.htm



Mehrheit im Niedriglohnsektor

Hoch qualifizierte Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer werden in vielen Industrienationen heftig umworben und treffen auf klare und attraktive Optionen, etwa das Recht, sich dauerhaft niederzulassen. Die Mehrheit der Arbeitsmigranten übernimmt jedoch geringer qualifizierte und schlechter bezahlte Arbeiten, die Einheimische oft nicht ausüben können oder wollen. Je nach Land handelt es sich um Tätigkeiten in Haushalt, Gastronomie, Gebäudereinigung und Pflege sowie in Industrie und Landwirtschaft.

Ausbeutung und Ausgrenzung

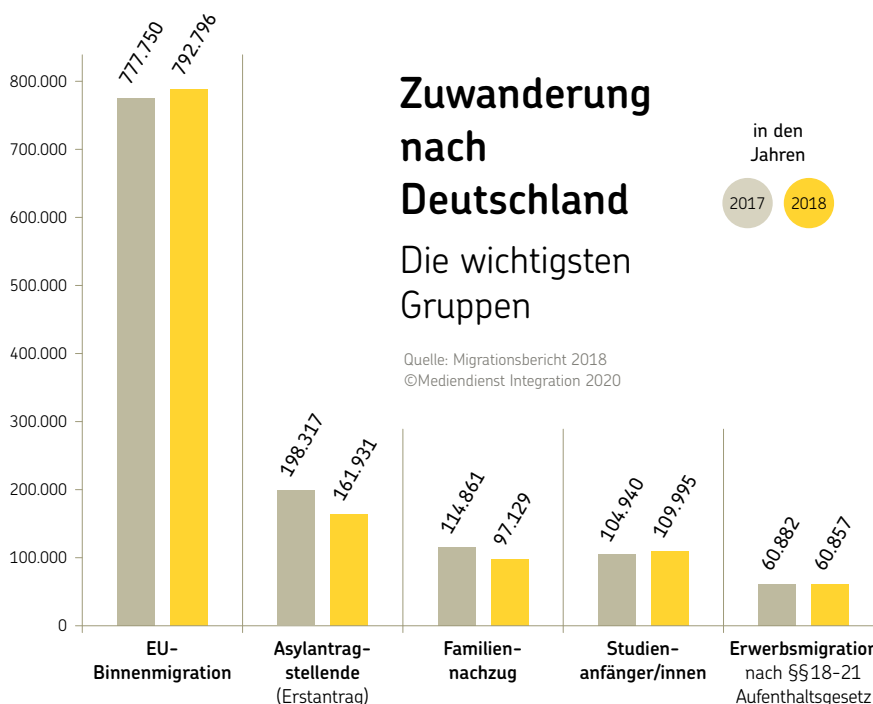
Der Eintritt in den Arbeitsmarkt ist für diese Menschen in der Regel kein großes Problem. Problematisch sind hingegen die verbreitete Diskriminierung, ausbeuterische Arbeitsverhältnisse, begrenzte Rechte, soziale Ausgrenzung und mangelnde soziale Sicherheit. Rechtlich verbindliche und sozial attraktive Migrationsmöglichkeiten mit Bleibeperspektive gibt es für gering qualifizierte Arbeitsmigranten nur selten. Die anhaltende Nachfrage nach diesen Arbeitskräften kann dazu beitragen, dass die ungesteuerte Arbeitsmigration zunimmt.

Aus: Hintergrund: Entwicklung der globalen Arbeitsmigration und das Engagement der ILO (2017)
www.ilo.org/berlin/arbeitsfelder/migration/WCMS_545974/lang--de/index.htm

Einwanderungsland Deutschland

Wie sehr Deutschland auf Arbeitsmigranten angewiesen ist, wurde spätestens während der Corona-Pandemie klar, als aufgrund von Einreiseverboten auf einmal Personal in der Landwirtschaft und in der Pflege fehlte. Rund 30.000 pflegebedürftige Menschen in Deutschland werden von meist osteuropäischen Arbeitskräften betreut. Anders als oft wahrgenommen ist Deutschland seit jeher ein traditionelles Einwanderungsland. Nach Angaben des Statistischen Bundesamts kamen im Jahr 2018

mehr als 1,58 Millionen Menschen in die Bundesrepublik. Rund 1,38 Millionen von ihnen hatten einen ausländischen Pass. Etwa 1,19 Millionen Menschen wanderten im gleichen Jahr aus. Damit lag die „Netto-Zuwanderung“ bei rund 400.000 Personen. Unter den Zuwanderern waren etwa 792.800 EU-Bürger. Das entspricht etwa der Hälfte aller Zuzüge nach Deutschland. Die meisten EU-Einwanderer kamen aus Rumänien (251.971), Polen (143.646) und Bulgarien (85.728).



Verlassene Heimaten

Die Arbeitsmigration aus Osteuropa hat bedrohliche Ausmaße. Über die Ursachen und Folgen der Abwanderung.

Dr. Klemens Büscher ist Referent für Osteuropa im Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘.

Immer wieder drehen sich viele Debatten um große Migrationsbewegungen und um die Belastungen, die sich für bestimmte Industrie- und Entwicklungsländer durch die Einwanderung ergeben. Über Länder, die im Laufe der letzten Jahre und Jahrzehnte viele Menschen durch Auswanderung verloren haben, wird jedoch selten gesprochen. Dazu zählen viele Länder Osteuropas, die geradezu einen Bevölkerungs-Exodus erleben. Was bewegt so viele Menschen, ihre Heimat zu verlassen? Welche Folgen hat die Migration in den Herkunftsländern? Und wie ergeht es den betroffenen Familien und Kindern?

Dramatischer Anstieg in Osteuropa

Das Problem der Abwanderung von Arbeitskräften betrifft mit wenigen Ausnahmen den gesamten Osten Europas. Besonders dramatisch sind die Entwicklungen in der Ukraine, der Republik Moldau, Rumänien, Bulgarien und anderen Ländern des Balkans. Das Phänomen ist für die Region nicht neu. Nach der Öffnung des „Eisernen Vorhangs“ in den Jahren 1989-90 nutzten viele Menschen die Gelegenheit für einen Neuanfang im Westen des Kontinents. Auch die Osterweiterung der Europäischen Union in den Jahren 2004 und 2007 wirkte wie ein erneuter Startschuss für Migrationsprozesse. Die dramatisch ansteigende Auswanderung der vergangenen Jahre folgt hingegen nicht auf solche Schlüsselereignisse. Sie betrifft vor allem wirtschaftlich abgehängte Regionen in ost- und südosteuropäischen Ländern – innerhalb wie außerhalb der Europäischen Union. In einigen Ländern sind mittlerweile zwanzig oder mehr Prozent der arbeitsfähigen Bevölkerung ständig oder für regelmäßige Saisonarbeit im westlichen Ausland. Manche Dörfer wirken wie ausgestorben und werden fast ausschließlich von alten Menschen



bewohnt. In Ländern wie Polen oder der Slowakei ist durch den Weggang von Fachkräften nach Westeuropa ein Vakuum entstanden, das nun unter anderem von ukrainischen Arbeitskräften gefüllt wird – ein Phänomen, das als „Kettenmigration“ bekannt ist.

Gründe für die Abwanderung

Bis heute ist das enorme wirtschaftliche Gefälle ein Hauptgrund für die Arbeitsmigration. Selbst bei einfachen Arbeiten liegt der Lohn im Westen oft um ein Vielfaches höher als in Osteuropa – sofern es dort überhaupt sichere und qualifizierte Arbeitsplätze gibt. Manche Menschen sind auf Auslandsgehälter angewiesen, um Kredite oder Hypotheken zurückzahlen, den Hausbau oder die Ausbildung der Kinder finanzieren zu können. Begünstigend wirken Regelungen zur Visa- und Reisefreiheit sowie neue Kommunikationsmöglichkeiten über das Internet. Wegzugehen ist kein dramatisch erscheinender Bruch mehr. Regelmäßige Heimatbesuche und tägliche digitale Kontakte mit den Daheimgebliebenen sind auf einfache Weise möglich. In vielen Zielländern von Arbeitsmigranten gibt es bereits Netzwerke von Familien, Bekannten und anderen Landsleuten, welche die Abwanderungen erleichtern. Mittlerweile verlassen auch viele junge Menschen ihre Heimat, um an besser ausgestatteten Hochschulen in westlichen Ländern zu studieren und in attraktiven westlichen Großstädten neue Lebenserfahrungen sammeln zu können.



Das enorme wirtschaftliche Gefälle innerhalb Europas ist ein Hauptgrund für Arbeitsmigration.

Die schlechte Grundstimmung in vielen Ländern des ehemaligen Ostblocks ist ein weiterer wichtiger Faktor für Auswanderung. Kernprobleme wie Korruption und Misswirtschaft, marode Infrastruktur und fehlende Rechtsstaatlichkeit können Regierungen oft auch nach vielen Reformbestrebungen nicht lösen. All das führt zu einem weit verbreiteten Gefühl der Perspektivlosigkeit. In manchen Ländern geben bei Umfragen fünfzig oder mehr Prozent der Bevölkerung an, dass sie bei entsprechender Gelegenheit sofort ihre Heimat verlassen und ins Ausland gehen würden. In der Ukraine kommt zudem der schwelende und teils gewalttätige Konflikt mit Russland über die Krim und die Ostukraine hinzu. Er belastet Wirtschaft und Gesellschaft enorm und verstärkt die Abwanderungsbereitschaft zusätzlich, weshalb manche ukrainische Politiker schon von einem Migrations-Tsunami sprechen.

Doch auch Fachkräfte-Anwerbeprogramme westlicher Staaten verstärken die Auswanderungswellen – etwa Deutschlands Bemühen um Ärzte und Krankenpflegepersonal aus den Balkanländern. Osteuropäische Fachkräfte können nun auch rasch qualifizierte Positionen im Westen übernehmen.

Folgen in den Herkunftsländern

Wenn Menschen im Ausland arbeiten, hat das indes auch positive Auswirkungen auf die verlassene Heimatregion. Die Zahl der Arbeitslosen sinkt. Durch die enormen finanziellen Rücküberweisungen der Arbeitsmigranten, etwa an Familienangehörige, entsteht Kaufkraft. Die materielle Not der Daheimgebliebenen wird gelindert. Erfahrungen und Ausbildungen im Ausland können dem Herkunftsland zugutekommen. Fast überall überwiegen langfristig jedoch die negativen Folgen. Junge Leute kehren nach ihrem Ausbildungsabschluss im Ausland nicht mehr in die Heimat zurück. Die ohnehin bestehenden demographischen Probleme wie zurückgehende Geburtenraten und eine Überalterung der Bevölkerung werden verstärkt. Vor allem aktive und gut ausgebildete Bürger gehen weg, was zur Folge hat, dass in den Ursprungsländern Fachkräfte fehlen („Brain-Drain“). So ist es beispielsweise in der Westukraine ein großes Problem, qualifizierte Bauarbeiter zu finden. All das beeinträchtigt die Perspektiven für eine wirtschaftliche und letztlich auch politische Modernisierung zusätzlich.

Dramatisch sind die Folgen auch für die Sozialsysteme und die Grundversorgung der Bevölkerung:

Rentenkassen fehlen die Beiträge. Schulen verlieren Lehrer. Ärzte findet man mancherorts kaum noch. Die negativen Auswirkungen nehmen vor allem in den abgehängten und überalterten Dörfern weiter zu. Die öffentliche Infrastruktur zerfällt. Je länger der Aufenthalt im Ausland andauert, desto mehr schwindet die emotionale und oft auch familiäre Verbindung in die Heimat. Mancher hat dort zwar ein Haus gebaut, es steht jedoch auf Dauer leer, weil die Lebensperspektive fehlt. So verwundert es nicht, dass nach Statistiken der Vereinten Nationen in den kommenden Jahren mit einer weiter ansteigenden Entvölkerung Osteuropas zu rechnen ist.

Schwere Belastung für die Familien

Trotz der materiellen Vorteile führt Arbeitsmigration immer auch zu einer psychischen Belastung für die zerrissenen Familien. Die Stabilität der Familie ist bedroht. Am meisten leiden darunter die Kinder, die in der Heimat zurückbleiben. Experten zufolge hat die Trennung von den Eltern zahlreiche negative Auswirkungen, etwa schlechtere schulische Leistungen, mangelnde Motivation, Schulschwächen und Schulabbruch. In manchen Ländern sind negative gesundheitliche Folgen erkennbar, da die Kinder der Migranten oft keinen guten Zugang zur Gesundheitsversorgung haben. Drogenkonsum scheint bei diesen Kindern häufiger vorzukommen als bei anderen Kindern, wie das Beispiel der Republik Moldau zeigt.

Auch die individuelle persönliche Entwicklung steht auf dem Spiel, da Kinder gefährdet sind, psychologische und emotionale Probleme zu entwickeln, die unter anderem zu Jugendkriminalität führen können. Verlassene Kinder und Jugendliche führen oft ein „virtuelles Leben“. Es fällt ihnen schwer, echte zwischenmenschliche Kontakte zu knüpfen und vertrauensvolle Beziehungen zu Erwachsenen, Gleichaltrigen und dem anderen Geschlecht aufzubauen. Sie verbergen ihre Gefühle und Probleme mit Schweigen.

Hilfe für diese Kinder ist dringend nötig – und auf vielen Gebieten auch möglich. Programme zur psychologischen, emotionalen, schulischen und lebenspraktischen Hilfe für Kinder aus betroffenen Familien, wie sie Partner des Kindermissionswerks seit Jahren leisten, können entscheidend zur Abmilderung der negativen Auswirkungen von Arbeitsmigration beitragen. *

Maxim ist ein fröhlicher Junge, er kann aber auch traurig sein, wenn er an seine Eltern denkt. Er vermisst sie oft.



Der wunder Punkt



Maxims Eltern arbeiten im Ausland, er wächst bei seiner Großmutter in der Ukraine auf. Einfach ist die Situation für keines der Familienmitglieder.

Wenn ihm eine Frage unangenehm ist, springt Maxim auf, murmelt „ich muss was holen“ und verschwindet. Eigentlich ist der Elfjährige ein offener Junge, der gerne von sich erzählt. Zum Beispiel, wenn es um seine Hobbys geht: Malen, Fußball, Origami, Schach. „Beim Schach gewinne ich meistens“, sagt er selbstbewusst. Auch von der Schule erzählt Maxim ohne zu zögern. Gerne gehe er nicht hin, „weil es manchmal im Unterricht so langweilig ist, dass ich ganz müde werde.“ Er lächelt verschmitzt, seine braunen Augen blitzen. „Viel mehr Spaß habe ich nach der Schule, im Caritas-Zentrum.“ Dort macht er seine Hausaufgaben, spielt und bastelt, hilft gerne anderen, lacht und scherzt. „Kennst du den Witz?“ Er kichert vor der Pointe. Maxim ist beliebt und unterhält sich gern, auch mit Menschen, die er nicht gut kennt. Doch wenn es um seine Eltern geht, wird er wortkarg. Ob sie ihm sehr fehlen? „Hm, ja, ich geh schnell was holen.“ Weg ist er. Ob er weiß, wann sie wiederkommen? „Hm, weiß nicht, Moment mal, bin gleich wieder da.“ Und husch, ist der Junge verschwunden.

Seine Eltern sind Maxims wunder Punkt – oder, genauer gesagt, ihre Abwesenheit. Die ist es, die schmerzt. Seine Mutter ist in Polen, sie arbeitet dort als Köchin. Sein Vater ist in Russland. Und er, Maxim, lebt hunderte Kilometer entfernt von ihnen in der Westukraine, im Städtchen Kolomyja bei seiner Großmutter Anna. Wann er die Eltern am meisten vermisst? „Hm“, überlegt er kurz, springt wieder auf. „Beim Spaziergehen“, ruft er, und schon saust er wieder los, „hab’ was vergessen!“ Über Vater und Mutter spricht Maxim nur mit wenigen Menschen gern. Mit Menschen, denen er vorbehaltlos vertraut: seiner Großmutter, seinen älteren Halbgeschwistern Tetjana und Denis und den Betreuerinnen im Caritas-Zentrum, wo er nach der Schule den ganzen Nachmittag verbringt. „Ich vermisse meine Eltern“, erzählt er Marianna, der Caritas-Psychologin, deren Nähe er oft sucht. Sie kämen aber bald wieder. „Oder meine Mama nimmt mich mit nach Polen.“ Aber erst müsse er die Schule beenden, das dauere noch ein Weile.



Im Caritas-Zentrum spielt Maxim oft Schach. Seine Mitspielerin lässt sich nicht so leicht schlagen.



Maxim sitzt gerne mit seiner Großmutter und den Geschwistern Tetjana und Denis in der gemütlichen Küche.

Auch die Mutter leidet

Maxim hat seine Eltern seit gut einem Jahr nicht mehr gesehen. Weihnachten sollten sie kommen, „aber es gab Schwierigkeiten mit den Papieren“, erläutert er. „Vielleicht kommen sie im Sommer.“ Das habe ihm seine Mutter gesagt. Etwa einmal pro Woche telefoniert Maxim mit seiner Mutter. „Wenn meine Tochter Ludmyla mit ihren Kindern spricht, reißt sie sich zusammen“, berichtet Maxims Großmutter Anna. „Doch wenn wir beide telefonieren, dann weint sie. Ihre Kinder fehlen ihr sehr.“ Oft könne sie nicht kommen, die Reise ist weit und teuer. Zudem sind Ludmylas Arbeitszeiten nicht flexibel. Anna findet es ohnehin nicht gut, wenn ihre Tochter nur für wenige Tage kommt. „Sie soll lieber seltener, dann aber für eine längere Zeit kommen. Denn wenn sie nur für eine Woche kommt, ist die gemeinsame Zeit viel zu kurz, alle sind traurig und weinen am Ende.“ Das sei einfach zu schwierig für alle Beteiligten.

Auf Maxims Vater, seit mehr als einem Jahr von Ludmyla geschieden, ist Anna nicht sehr gut zu sprechen. „Er meldet sich viel zu wenig, immer muss Maxim ihn anrufen.“ Dabei fehle dem Jungen der Vater sehr. Er habe ihr schon mehrmals gesagt: „Ich glaube, der Papa liebt mich nicht.“ Großmutter Anna widerspricht ihm dann und versucht, ihn zu

trösten. Das gelingt ihr nicht immer. Umso erleichterter ist sie daher, dass die Psychologin Marianna vom Caritas-Zentrum so einen guten Draht zu ihrem Enkel hat. „Überhaupt bin ich der Caritas dankbar“, sagt Anna. „Maxim brennt darauf, zu spielen, zu kochen, zu basteln, Ausflüge zu machen – all das bekommt er dort. Die Caritas hat ihm geholfen, offener zu werden, vorher war er viel verschlossener.“

Starke Verbundenheit

Anna ist mit ihren 55 Jahren eine junge Großmutter. Die kleine, schlanke und elegante Frau hält sich sehr gerade. Ihre Augen sind tiefblau, ihre Bewegungen energisch. Seit mehreren Jahren kümmert sie sich um ihre Enkelkinder, obwohl sie selbst noch berufstätig ist. Auch wenn die Tochter regelmäßig Geld schickt, muss Anna dazuverdienen, damit die Familie über die Runden kommt. Anna hat gleich zwei Jobs: als Aushilfsköchin und in einer Fabrik. „Die Arbeit ist körperlich sehr anstrengend“, räumt sie ein. Dafür würden ihr die drei Enkelkinder beim Haushalt gut zur Hand gehen. „Ich bin streng“, sagt sie lächelnd, „die Kinder müssen helfen.“ Der Hilfsbereiteste sei der Jüngste, Maxim. „Wenn ich nach der Arbeit nach Hause komme, fragt er mich immer, ob er mir was zu essen und trinken bringen soll und macht mir einen Tee.“ Aber auch die



Im Erdgeschoss dieses Hauses wohnt Maxim mit seiner Großmutter und seinen Geschwistern.

ICH GLAUBE, DER PAPA LIEBT MICH NICHT.

14-jährige Tetjana und der 15-jährige Denis gehen liebevoll mit ihrer Großmutter um, man spürt die starke Verbundenheit zwischen ihnen. Da sich die vier wegen Schule, Ausbildung und Arbeit unter der Woche nicht viel sehen, ist der Sonntag Familientag. Erst gehen sie in die Kirche, dann zum Friedhof, um „meinen Mann zu besuchen“, wie Anna sagt. Später essen alle gemeinsam in der gemütlichen kleinen Küche. Es wird geplaudert und gescherzt, die Geschwister necken sich. In der Ecke döst die Hauskatze, während draußen der Regen herunterprasselt. Später legt sich Maxim auf die Schlafcouch, die er mit seiner Großmutter teilt, und schaut fern, während Tetjana in ihrer kleinen Kammer mit ihrem Smartphone spielt und Denis in die Stadt gehen darf, Freunde treffen. Anna kümmert sich um den Haushalt und hofft, dass der Regen bald aufhört, um die Wäsche draußen aufhängen zu können – in der Wohnung ist kein Platz dafür.

Schwere Verantwortung

Obwohl Anna eine starke Frau ist, die ihre Kraft aus ihrem tiefen Glauben und einer engen Verbundenheit mit der Kirchengemeinde zieht, ist sie manchmal erschöpft: „Die körperliche Belastung mit den drei Enkelkindern ist nicht sehr groß“, sagt sie, „dafür aber die seelische. Es ist die Verantwortung,

die schwer wiegt.“ Einige Krisen musste Anna allein meistern – etwa, als Denis vor zwei Jahren begann, die Schule zu schwänzen. Als Anna es herausbekam, „gab's Ärger“. Mittlerweile macht der schlaksige junge Mann eine Kochlehre. Auch um Tetjana macht Anna sich manchmal Sorgen. Die zierliche Vierzehnjährige vermisst ihre Mutter oft, vor allem in besonderen Momenten, etwa an Feiertagen oder bei wichtigen Ereignissen. Tetjana selbst will später auf keinen Fall ins Ausland gehen. „Familie und Freunde zu verlassen, das ist einfach zu hart“, sagt sie entschieden. Mit Maxim spricht Tetjana oft über die Mutter, „weil Maxim immer fragt, wann kommt Mama, wann kommt Papa zurück.“ Sie zuckt die Schultern. Manchmal spreche sie mit ihrer Mutter am Telefon darüber. „Aber Mama sagt, dass sie eben diese Arbeit hat und nicht zurückkommen kann.“

Maxim ist wieder aufgetaucht. „Tee?“, fragt er freundlich. Alle nicken, Anna lächelt und umarmt kurz ihren Enkel. Der Tee ist heiß und süß. „Ich bin der Tee-Spezialist“, sagt Maxim, wieder blitzt es schelmisch in seinen Augen. Er nimmt sich einen Keks. Und dann verrät er, diesmal ohne wegzulaufen, was er sich am meisten wünscht: „Dass meine Eltern wiederkommen.“ ✱

Einsamkeit und Sozialisierungsprobleme

Natalja Tkatschenko arbeitete bis Anfang 2020 als Projektmanagerin bei der Caritas Ukraine. Sie berichtet über die Situation, die Schwierigkeiten und Herausforderungen ukrainischer Kinder, deren Eltern als Arbeitsmigranten im Ausland leben.



Gibt es zuverlässige Daten darüber, wie viele ukrainische Kinder wegen der Arbeitsmigration mit nur einem Elternteil oder ganz ohne Eltern aufwachsen müssen?

Dies ist sehr schwierig herauszufinden, da es leider auch nur Schätzungen darüber gibt, wie viele Ukrainer im Ausland arbeiten. Zudem ist die Arbeitsmigration in den vergangenen fünf Jahren nicht konstant geblieben. In den Jahren 2010 und 2012 war sie besonders hoch, dann ging sie etwas zurück, bevor sie ab 2014 wegen der militärischen Konflikte im Land wieder zunahm. Bei meinen Forschungen fand ich heraus, dass im Jahr 2016 schätzungsweise mehr als zwei Millionen Ukrainer im Ausland arbeiteten. Davon waren 688.000 Menschen offiziell angestellt, die restlichen ohne regulären Arbeitsvertrag. Einem Bericht der Internationalen Arbeitsorganisation zufolge arbeiteten von 2015 bis 2017 rund 1,3 Millionen Ukrainer im Ausland. Doch Fachleute schätzen, dass es doppelt oder dreimal so viele sein könnten, wenn man auch die Menschen einbezieht, die inoffiziell im Ausland arbeiten.

Basierend auf diesen Schätzungen können wir also davon ausgehen, dass rund zwei Millionen Kinder in der Ukraine wegen der Arbeitsmigration ihrer Eltern bei nur einem Elternteil, den Großeltern oder anderen Menschen aufwachsen. Diese Schätzungen beruhen auf der Annahme, dass eine typische ukrainische Familie durchschnittlich ein bis zwei Kinder hat, und dass häufig diejenigen Menschen im Ausland Arbeit suchen, die Kinder haben. Sie möchten gut für sie sorgen – ihnen eine gute Ausbildung ermöglichen, Kleidung und Spielzeug kaufen können und alles, was für den Haushalt benötigt wird.

Wie lange bleiben die Eltern durchschnittlich im Ausland?

Das hat sich in den vergangenen Jahren verändert. Heute beobachtet man, dass es mehr Saisonarbeit und Kurzzeit-Aufenthalte gibt, die zwischen drei und sechs Monaten dauern. Das hängt mit der Visaregulation der Europäischen Union zusammen. Seit 2017 ermöglicht sie ukrainischen Bürgern, ohne Visum für die Dauer von drei Monaten in die Europäische Union zu reisen. Obwohl



Viele Kinder von Arbeitsmigranten fühlen sich alleingelassen. Manche entwickeln Sozialisierungsprobleme und verschließen sich.

das Visum keine Arbeitsgenehmigung umfasst, arbeiten viele Menschen inoffiziell drei Monate lang. Sie bekommen ihr Gehalt bar ausgezahlt und führen in dem Land, das sie beschäftigt, keine Steuern ab. Vor der Visaregelung emigrierten die Ukrainer nach Italien, Portugal, Deutschland, die USA und Kanada, früher sogar bis nach Argentinien und Australien. Hätten sie damals nur inoffiziell gearbeitet, hätten sie das Land nicht verlassen können, ohne Gefahr zu laufen, aufgegriffen und ohne Rückkehrmöglichkeit ausgewiesen zu werden. Daher sind manche Ukrainer jahrelang im Ausland geblieben, ohne ihre Kinder oder andere Verwandte zu sehen. Das hat sich dank der Visumsfreiheit verändert. Eltern können ins Ausland reisen, dort arbeiten und dann wieder zurückkommen und sind somit nicht mehr ganz so lange von ihren Kindern getrennt. Das wirkt sich positiv auf das Wohlergehen der Kinder und der ganzen Familie aus.

Wie alt sind die Kinder, die in der Ukraine zurückbleiben?

Leider gibt es auch dazu keine Erhebungen auf nationaler Ebene. Die jüngsten

Kinder von Arbeitsmigranten, die in unsere Caritas-Zentren kommen, sind sieben Jahre alt, die ältesten 17. Fast zwei Drittel sind zwischen zwölf und 15 Jahren alt. Daraus lässt sich schließen, dass vor allem Eltern ins Ausland gehen, deren Kinder schon etwas älter sind. Das hängt sicher auch damit zusammen, dass ältere Kinder und Jugendliche größere finanzielle Bedürfnisse haben und die Ausbildungskosten steigen. Schulen sind in der Ukraine zwar kostenlos, doch Fachhochschulen und Universitäten sind es nicht. Manchmal werden jedoch auch Kleinkinder oder gar Babys zurückgelassen und wachsen bei Großeltern oder anderen Verwandten auf. Diese Fälle sind aber selten. Bei kleineren Kindern bleibt meist die Mutter zuhause, während der Vater zum Arbeiten ins Ausland geht.

Wer kümmert sich in der Regel um die Kinder von Arbeitsmigranten?

Nach meinen Recherchen kümmert sich in etwa der Hälfte der Fälle die Mutter um die Kinder, während ihr Mann im Ausland arbeitet. Es folgen die Großeltern, dabei vor allem die Großmütter.

In mehr als einem Viertel der Fälle sind sie es, die die Kinder betreuen, solange die Eltern im Ausland arbeiten. In jeder sechsten Familie kümmern sich die Väter um ihre Kinder, während die Mutter im Ausland ist. Einige Kinder von Arbeitsmigranten werden aber auch von Tanten, älteren Geschwistern oder anderen Verwandten betreut.

Welche Vor- und Nachteile gibt es, wenn Kinder bei Abwesenheit der Eltern von den Großeltern aufgezogen werden?

Ich denke, es gibt mehr Nachteile als Vorteile. Die Großeltern sind während der Sowjet-Zeiten in einem ganz anderen Umfeld großgeworden als ihre Enkel. Daher kommt es oft zu Generationenkonflikten. Den Großeltern fällt es schwer, die Bedürfnisse, Interessen und Probleme der Teenager von heute zu verstehen. Aufgrund von Recherchen und Interviews mit Caritas-Mitarbeitern wissen wir, dass Großeltern die physischen Bedürfnisse ihrer Enkel stillen können, aber weniger die psychischen Bedürfnisse in Form von Ratschlägen, Unterstützung und Orientierung. Kinder kommu-

nizieren immer noch lieber mit ihren Eltern über Skype, Viber oder andere Dienste, wenn sie Sorgen haben und Ratschläge brauchen. Man muss aber auch unterstreichen, dass es für Großeltern eine enorme Verantwortung und ein großer Druck ist, ihre Enkelkinder aufzuziehen. Manche leiden unter zunehmender Müdigkeit, Sorgen und Stress.

Welches sind die größten Probleme und Herausforderungen für die zurückgelassenen Kinder?

Viele verlieren das Interesse am schulischen und beruflichen Weiterkommen und ihre Motivation. Sie sehen sich selbst als zukünftige Arbeitsmigranten, weil sie

feststellen, dass man im Ausland besser verdient und dass in ihrem Land auch eine höhere Ausbildung nicht zu einem guten Job führt. Sie sind zudem manchmal aggressiver als andere Kinder und haben häufiger Konflikte mit Betreuern, Eltern, Lehrern und Mitschülern, wenn sie durch ihre Betreuungspersonen nicht die notwendige Wärme, Aufmerksamkeit, psychologische Unterstützung und Orientierung bekommen. Manche Kinder fühlen sich schuldig, weil sie meinen (und es ihnen manchmal auch gesagt wird), dass sie und ihre Bedürfnisse der Grund dafür sind, dass die Eltern im Ausland arbeiten müssen.

Oft haben Kinder von Arbeitsmigranten auch Schwierigkeiten bei der Sozialisie-

rung, Kommunikation und Freizeitgestaltung. Dabei gibt es zwei Gruppen von Kindern: die einen verbringen viel Zeit zuhause mit elektronischem Spielgerät, die anderen sind so lange wie möglich draußen auf der Straße. Beide Gruppen versuchen auf unterschiedliche Weise, die fehlende Sozialisierung durch die Eltern und die Kommunikation mit ihnen zu ersetzen – oft mit Beschäftigungen, die ihnen schaden.

Ein weiteres Problem ist die Einsamkeit. Viele Kinder fühlen sich alleingelassen, sind verschlossen und isolieren sich, auch aufgrund von Schüchternheit und Ängsten. Sie haben Schwierigkeiten, vertrauensvolle Beziehungen zu knüpfen und später Familien zu gründen.

Kolas Vater arbeitet im Ausland. Der Zehnjährige vermisst ihn oft.





Maria Pidlybna, Leiterin des Caritas-Zentrums in Boryslaw, war selbst ein Kind von Arbeitsmigranten und kann sich gut in die Lage der zurückgelassenen Kinder hineinversetzen.

Manche treten in die Fußstapfen ihrer Eltern und lassen als Erwachsene ihre Familie zurück, um im Ausland zu arbeiten. Andere entscheiden sich aber auch bewusst gegen die Lebensweise ihrer Eltern und möchten auf jeden Fall bei ihren Kindern bleiben.

Vielen Kindern von Arbeitsmigranten fehlen praktische Fähigkeiten, etwa im Haushalt. Manche können nicht mit Geld umgehen, weil sie immer Taschengeld bekommen haben, aber nicht wissen, was sie damit tun sollen oder dadurch schädliche Konsumgewohnheiten entwickelt haben.

Was brauchen diese Kinder am meisten, um sich trotz der Abwesenheit ihrer Eltern gut entwickeln zu können?

Am Wichtigsten ist es, dass diese Kinder ihre Eltern immer wieder sehen können, zumindest alle paar Monate – und nicht erst nach Jahren. Ideal wäre es natürlich, die Familie bliebe zusammen und die Eltern müssten nicht im Ausland arbeiten, zumindest solange die Kinder noch minderjährig sind. Sie brauchen

dringend elterliche Liebe, Wärme, Aufmerksamkeit, Rat und Orientierung. In der derzeitigen Situation ist es leider so, dass Eltern im Ausland Arbeit suchen müssen, um den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Familien gerecht zu werden. Da jede Familie und jedes Kind anders ist, kann man nicht generell festlegen, was ein Kind außer Liebe und Zuwendung sonst noch braucht, wenn seine Eltern weg sind. Das ist von Fall zu Fall verschieden.

Wie präsent ist das Thema Arbeitsmigration in der ukrainischen Öffentlichkeit?

Es ist präsent, aber meist geht es um wirtschaftliche Aspekte: Wie viele Menschen arbeiten im Ausland und wie hoch sind die Rücküberweisungen? Denn diese wirken sich direkt auf das Bruttoinlandsprodukt aus, was als positiv für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes betrachtet wird. Viele Ukrainer sind auch stolz darauf, im Ausland zu arbeiten. Sie sind „dazu fähig“ und „verdienen gutes Geld“, so sagen sie. Ihr Umfeld sieht sie als erfolgreich an, weil sie meist größere

Häuser haben und mehr Konsumgüter. In der Öffentlichkeit spielen das Schicksal und die Schwierigkeiten der in der Heimat zurückgelassenen Kinder noch eine zu geringe Rolle. Da ist sicher noch mehr Sensibilisierung und Information nötig.

Was muss sich Ihrer Meinung nach ändern, damit Arbeitsmigration Familien nicht auseinanderreißt?

Die wirtschaftliche Situation im Land muss sich ändern. Sobald es hier genügend Jobs gibt und angemessene Gehälter gezahlt werden, werden die Menschen nicht mehr im Ausland arbeiten. Bei meinen Recherchen und Gesprächen mit Arbeitsmigranten kam immer wieder heraus, dass die Menschen viel lieber zuhause bei ihren Kindern bleiben würden, wenn sie hier das gleiche Einkommen hätten wie im Ausland. ✱

Wenn, dann gemeinsam auswandern

Natalja Tkatschenko hat einen Master in Internationaler Entwicklung und einen Bachelor-Abschluss in Wirtschaft und Management von der Universität Sussex in Großbritannien. Sie hat in der Kommunikationsabteilung der Europäischen Bank für Wiederaufbau und Entwicklung (EBWE) gearbeitet sowie bei der Non-Profit-Organisation „The Climate Group“ in London, bevor sie zurück in ihre ukrainische Heimat zog. Dort war sie unter anderem als Projektmanagerin bei der Caritas Ukraine tätig, wo sie sich besonders für die Kinder- und Jugendförderung einsetzte. Sie berichtet über ihre persönlichen Erfahrungen als Kind von Arbeitsmigranten.



Meine Erfahrungen als Kind von Arbeitsmigranten zählen vielleicht zu den schwierigeren in meinem Leben, da ich meinen Vater fünf Jahre lang nicht gesehen habe. Nach dem Zusammenbruch der UdSSR und der Unabhängigkeitserklärung der Ukraine im Jahr 1991 wurden zahlreiche Firmen, Unternehmen und Fabriken geschlossen. Der Import lag brach. Sehr viele Menschen wurden arbeitslos. Viele versuchten in diesen schwierigen Zeiten, mit Kleinhandel zu überleben. Meine Eltern reisten nach Polen, China und Indien und kauften dort Lederwaren, um sie in der Ukraine zu verkaufen. Später hörten sie von Freunden in Großbritannien, dass es dort einträglichere Jobs gäbe. Mein Vater zog im Jahr 1999 dorthin und fand eine Anstellung als Bauarbeiter. Dabei ist er eigentlich Kartograph. Er hat Geodäsie studiert und mit Auszeichnung abgeschlossen. In der UdSSR hatte er in Führungspositionen gearbeitet und unter anderem in Sibirien Feldforschung betrieben. Er hat versucht, einen Job in seinem Fachgebiet zu finden, aber das war in der Ukraine und in Großbritannien aussichtslos. In Großbritannien beantragte er Asyl. Die Prozedur dauerte fast fünf Jahre, in denen er das Land nicht verlassen durfte. Gleich nachdem sein Asylantrag genehmigt wurde, reiste ich mit meiner Mutter zu ihm nach London. Damals war ich 16 Jahre alt. Ich blieb bei meinem

Vater, schloss die weiterführende Schule ab und studierte an der Universität Sussex. Meine Mutter blieb mit meiner Schwester in der Ukraine, sie zog erst später nach Großbritannien.

Gemischte Gefühle

In den fünf vorangegangenen Jahren, in denen mein Vater nicht da gewesen war, hatte ich gemischte Gefühle. Einerseits war ich froh, dass meine Mutter bei mir geblieben war. Das ist einfacher als vom Vater aufgezogen werden. Andererseits habe ich ihn oft vermisst. Wir haben mehrmals in der Woche telefoniert. Er schickte uns auch Kleidung, Englischbücher, Filme und einen Computer – ich war die erste in meiner Nachbarschaft, die einen Computer besaß. In der Schule belegte ich Zusatzkurse in Englisch, weil ich davon träumte, nach England zu ziehen. Mein Vater hatte mir soviel Tolles über dieses Land erzählt. Ich war stolz darauf, dass er dort lebte und arbeitete. Ich erzählte meinen Klassenkameraden, dass ich bald Big Ben, den Buckingham Palace, Cambridge und andere Sehenswürdigkeiten besichtigen würde, von denen wir im Englischunterricht gehört hatten.

Zu lange getrennt

Heute, als Erwachsene, wünsche ich mir manchmal, mein Vater wäre nie nach England gegangen. Das liegt an der Scheidung meiner Eltern. Sie waren einfach zu lange voneinander getrennt. Es wäre vielleicht nicht zur Scheidung gekommen, wenn sie zusammengeblieben wären oder gemeinsam nach England gegangen wären. Das war aber nicht möglich, denn meine Mutter wollte nicht meiner Großmutter allein die Aufgabe und Verantwortung überlassen, sich um meine Schwester und mich zu kümmern. Ich weiß aber auch, dass wir wahrscheinlich nicht das gleiche Leben gehabt hätten, wenn mein Vater in der Ukraine geblieben wäre. Wir hätten nicht so viel reisen können, und es wäre uns finanziell viel schlechter gegangen. Aber



wahrscheinlich wären wir noch alle zusammen, wenn auch in bescheideneren Verhältnissen.

Es ist sehr schwierig zu sagen, ob jemand gehen oder bleiben soll. Ich denke, es ist eine sehr schwierige Entscheidung für Eltern. Ich denke, wenn ich mich als Mutter heute entscheiden müsste, würde ich entweder zuhause bei der Familie bleiben und versuchen, dort gut über die Runden zu kommen oder versuchen, mit der ganzen Familie auszuwandern.

Aufgrund meiner persönlichen Erfahrungen würde ich Eltern, die zum Arbeiten ins Ausland gehen und ihr Kind zurücklassen, empfehlen, dem Kind keine falschen Versprechungen zu machen. Etwa „Du musst geduldig sein, Papa/Mama werden bald zurückkommen und dich mitnehmen.“ Sie sollten auch nicht das Kind für die Situation verantwortlich machen mit Sätzen wie „Du musst verstehen, Papa/Mama arbeiten wegen dir im Ausland, damit du schöne Dinge haben kannst, Kleidung, Computer und so.“ Diese Sätze sind für Kinder schädlich. Gleichzeitig ist es natürlich wichtig, dass Kinder verstehen, warum ihre Eltern im Ausland sind statt bei ihnen zuhause: Weil es keine oder nur sehr schlecht bezahlte Jobs in der Ukraine gibt. Es ist die Aufgabe der Eltern, ehrlich und sensibel zu sein und sich intensiv mit den Vor- und Nachteilen von Arbeitsmigration auseinanderzusetzen, bevor sie eine Entscheidung treffen.

Welche Auswirkung die Arbeitsmigration der Eltern hat, hängt letztlich auch von jeder einzelnen Familie ab. In traditionelleren Familien, in denen hauptsächlich der Vater für den Broterwerb und die Mutter für die Kindererziehung zuständig ist, wird es nicht als großes Drama gesehen, wenn der Vater im Ausland arbeitet. In der Ukraine ist das oft der Fall. Das Umfeld bewertet es positiv, wenn ein Vater im Ausland arbeitet: Er verdient dort gutes Geld, und daher ist er ein guter Ehemann und Vater. Aber in moderneren, westlich geprägten Familien, wird Kindererziehung als Aufgabe beider Eltern gleichermaßen gesehen. Es wird zum Problem, wenn einer der beiden seinem Teil der Aufgaben nicht gerecht wird. Ich persönlich befürworte dieses zweite Modell, das beide Elternteile gleichermaßen bei der Kindererziehung in die Pflicht nimmt. Falls Arbeitsmigration zum Thema wird, sollte meiner Meinung nach die ganze Familie gemeinsam auswandern. *

Natalja Tkatschenko war als Kind stolz darauf, dass ihr Vater in Großbritannien arbeitete.



Brav und stark

Da ihre Eltern im Ausland arbeiten, wächst Anja mit ihrer jüngeren Schwester Marta und ihrer Cousine Katja bei den Großeltern auf. Ihre Sehnsucht nach den Eltern bekämpft das Mädchen mit Zielstrebigkeit.

Verena Hanf ist Redakteurin im Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘.

Dass das gleich klar ist: Anja lässt sich Unverschämtheiten nicht gefallen, oh nein, sie nicht. „Es gibt Jungs, die beschimpfen uns Mädchen manchmal als ‚Sau‘ oder ‚dumme Kuh‘“, berichtet sie. „Aber nicht mich! Vor mir haben sie Angst. Ich kann zurückschlagen.“ Die Zehnjährige schaut streng, macht eine kurze Pause und kichert: „Manchmal sagt Mama, sie hätte mir

lieber Boxhandschuhe kaufen sollen, statt ein Turntrikot für meinen Akrobatikkurs.“ Anja wird wieder ernst und erläutert mit einer Spur Nachsicht: „Diese Jungen, die Schimpfwörter benutzen, haben kein hohes Niveau. Mama und Papa haben mich zum Glück gut erzogen, vor allem Papa. Er hat viel mehr Zeit mit mir verbracht. Mama war ja immer weg, bei der Arbeit.“



Marta (links) fühlt sich wohl im Caritas-Zentrum. Hier kann sie spielen und lernen, was auch ihre Großmutter entlastet.



Im Caritas-Zentrum von Boryslaw lernt Anja Englisch.

Sie ist es auch heute noch: Anjas Mutter Viktoria arbeitet seit mehr als zwei Jahren in Polen. Derzeit ist die 28-jährige als Reinigungskraft in einem Krankenhaus in Warschau beschäftigt. Die polnische Hauptstadt ist fast 500 Kilometer von Viktorias ukrainischem Heimatort Boryslaw entfernt. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die kleine Stadt im Westen des Landes ein wichtiger Standort für Erdölförderung, es gab dort auch viele Fabriken. Doch mittlerweile lohnt sich die Ölförderung kaum noch, und die meisten Betriebe wurden nach der Auflösung der Sowjetunion geschlossen. Heute ist die Arbeitslosigkeit in Boryslaw hoch, die Armut sichtbar. Die Schlaglöcher der Straßen sind tief, viele Häuser wirken baufällig. Es ist schwierig, hier einen Job zu finden, vor allem einen angemessen bezahlten. Viktoria arbeitete einige Zeit als Kellnerin. Doch der Lohn war zu gering. Er reichte zum Lebensunterhalt nicht aus. Von Bekannten erfuhr Viktoria, dass es in Polen bessere Verdienstmöglichkeiten gebe. Als sie dort einen vergleichsweise gut bezahlten Job als Reinigungskraft fand, zog auch ihre Schwester, Katjas Mutter, nach Polen. Die jungen Frauen ließen ihre Töchter – Anja, ihre damals vierjährige Halbschwester Marta und ihre 14-jährige Cousine Katja – bei den Großeltern zurück.

Unterstützung im Caritas-Zentrum

Zu fünft teilen sich die Großeltern und die Enkelinnen eine kleine Zweizimmerwohnung in einem heruntergekommenen Plattenbau. Der 63-jährige Großvater arbeitet noch, die sieben Jahre jüngere Großmutter kümmert sich, so gut es geht, um ihre Enkelkinder. Sorgen machen sich die beiden vor allem um die jüngste Enkelin Marta. Sie war noch sehr klein, als sie sich von den Eltern trennen musste. Oft war sie traurig, sprach aber nicht über ihre Gefühle. Ihre Großmutter wandte sich an das Caritas-Zentrum in Boryslaw. Die Einrichtung, gefördert vom Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘, bietet Kindern aus sozial schwachen Familien sowie Kindern von Arbeitsmigranten neben Hausaufgabenbetreuung und Sprachkursen auch psychologische Unterstützung. „Oksana, Anjas und Martas Großmutter meldete ihre Enkel für die Englischkurse und Spielaktivitäten an“, berichtet Maria Pidlybna, die Leiterin des Zentrums. „Gleichzeitig bat sie uns darum, ein besonderes Augenmerk auf die zarte Marta zu haben“, erinnert sie sich. Die Psychologin des Zentrums sei eine Zeit lang besonders intensiv auf das Mädchen eingegangen. Das tat Marta gut. „Sie schafft es heute, ihre Gefühle auszudrücken. Mittlerweile hat sie sich an die Abwesenheit ihrer Mutter gewöhnt. Aber sie vermisst sie immer noch und sagt es auch.“



Anja bleibt mit ihrer Mutter telefonisch in Kontakt.



Anja weiß, was sie will, und tritt selbstbewusst auf. Doch bei aller Stärke leidet sie auch unter der elterlichen Abwesenheit.

Lange Abwesenheiten

Auch wenn Anja die ältere ist, stärker und selbstbewusster als ihre kleine Schwester auftritt, leidet auch sie unter der Abwesenheit der Mutter. „Meine Mama ist sehr schön, ich liebe sie sehr und vermisse sie“, sagt Anja. „Ich wünsche mir, dass sie nie nach Polen gefahren wäre“, ergänzt sie mit abgewandtem Blick. Marta pflichtet ihr bei. „Ich wünsche mir am meisten, dass Mama ganz schnell wieder zurückkommt!“ Sie schmiegt sich an ihre große Schwester. Marta hängt sehr an Anja und bewundert sie. „Anja ist immer so lieb zu mir. Sie weiß viel und liest mir oft Märchen vor.“ Anja gibt sich etwas zugeknöpfter und strenger, wenn es um ihre Schwester geht: „Ich habe nicht viel Zeit für Marta, ich habe ja so viel zu tun mit der Schule und meinen ganzen Freizeitaktivitäten. Aber abends reden wir oft, und am Wochenende helfe ich Marta bei den Matheaufgaben, auch wenn sie das nicht so mag.“ Ein kleines Lächeln Richtung Marta verrät, dass es der großen Schwester mit der Strenge nicht immer ganz so ernst ist. Beide freuen sich im Moment vor allem, dass ihre Mutter für einige Tage ihren Besuch angekündigt hat. Endlich.

„An Weihnachten konnte Mama leider nicht kommen. Wir haben sie zuletzt im Oktober, nein, im September gesehen, ja, genau, am 28. September“, erinnert Anja sich. Das war vor fast vier Monaten. Sie hat ihrer Mutter eine lange Wunschliste geschickt, was sie ihr aus Polen mitbringen soll. Mit der Großmutter haben Marta und sie schon besprochen, was es zu essen geben soll: „Hering, das ist Mamas Lieblingsgericht.“ Sie lächelt. Und ihren Vater, sieht sie ihn auch manchmal? Anja wird rasch wieder ernst und zuckt mit den Schultern. „Ich weiß nicht, wann ich ihn das letzte Mal gesehen habe“, sagt sie verschlossen. Irgendwann sei auch er gegangen. Wo er jetzt lebt, weiß Anja nicht oder möchte es nicht sagen. Ob er bald wiederkommt? „Keine Ahnung.“ Immerhin meldet er sich hin und wieder bei Anja, manchmal schreibt er ihr eine Nachricht. Das Mädchen war noch klein, als ihre Eltern sich scheiden ließen. Auch ihren Stiefvater Dima, Martas Vater, sieht sie selten. Er lebt mit Mutter Viktoria in Polen, in der Ukraine fand er keine Arbeit. Dima und Viktoria hoffen, eines Tages genug gespart zu haben und weiterhin ausreichend zu verdienen, um die beiden Mädchen zu sich nach Polen holen zu können.



Die Cousinen Katja und Anja stehen sich sehr nahe.

MEINE MUTTER VERMISST MICH.

„Anja liebt ihre Eltern sehr. Sie telefoniert oft mit ihnen und schreibt ihnen Nachrichten. Sie vermisst sie auch. Aber ich denke, für Marta war die Trennung von den Eltern besonders schwer, sie war ja noch so klein. Sie dachte, ihre Eltern hätten sie verlassen. Jetzt geht's besser, aber sie vermisst sie schon noch. Ich erkläre ihr, dass es eben solche Phasen im Leben gibt, in denen Eltern wegfahren müssen, aber dass sie sie trotzdem sehr lieb haben.“

Bei mir ist es mittlerweile umgekehrt. Es ist vor allem meine Mutter, die mich vermisst, sehr sogar. Sie wünscht sich, dass ich nach Schulabschluss zu ihr nach Polen komme und dort studiere. Aber das will ich nicht. Ich will Kriminalbeamtin werden und habe mich schon für Aufnahmeprüfungen in Lemberg, Kiew und Odessa eingeschrieben. Ich will nicht ins Ausland gehen, zumindest nicht in den nächsten fünf Jahren. Hier habe ich meine Freunde, meine Großeltern, meine Cousinen. Mit meiner Mutter kann ich ja immer per Internet in Kontakt bleiben. Wir telefonieren fast jeden Tag.“

Katja, 16 Jahre, Cousine von Anja und Marta

Polnisch für die Zukunft

Anja träumt schon jetzt davon. „Es gibt schöne Städte in Polen. Ich war zwar noch nie dort, aber es scheint mir so. Bald fahre ich dorthin, entweder in den Urlaub oder für immer, das entscheidet Mama“, sagt sie. Mit viel Eifer lernt sie Polnisch. „Ich gehe gerne in den Unterricht“, betont sie. „Polnisch ist eine schöne Sprache.“ Anja ist ehrgeizig und vielseitig: „Nach Akrobatik und Polnisch ist Englischlernen meine liebste Freizeitbeschäftigung“, sagt sie. Daher ist sie auch so gerne im Caritas-Kinderzentrum, wo der Englischkurs stattfindet. Ab und zu berichtet sie ihrer Mutter per Telefon von ihren Lernfortschritten – falls sie die Mutter erreicht und falls das Netz funktioniert. „Ich schicke ihr immer zuerst eine Nachricht und frage ‚Bist du beschäftigt?‘ Wenn sie es ist, schreibe ich ihr: Ruf mich einfach später an.“

Auch Anja ist oft sehr beschäftigt. Ihr Tagesablauf ist zwischen Schule und Freizeitaktivitäten streng durchgetaktet. Sie mag Pünktlichkeit, ordentlich gemachte Hausaufgaben und gute Leistungen, auch beim Sport. Immer versucht sie auch, genügend Zeit für ihre Schwester Marta zu haben, etwa für die

Schulaufgaben. Die Großeltern können dabei nicht immer helfen. „Oma ist nicht sehr streng. Aber manchmal sagt sie meiner Schwester, sie soll zuerst das Zimmer aufräumen, bevor sie auf dem Handy spielt.“ Die Mama sei strenger als die Oma. „Wenn Mama anruft, fragt sie mich meistens: Bist du brav?“ Ja, Anja ist brav. Aber wenn ihr jemand unverschämmt kommt oder eine freche Bemerkung macht, dann kann sie zurückschlagen. Denn Anja will vor allem eines sein: stark. ✱



Wie Maschinen benutzt

Peter Kossen ist katholischer Priester in Lengerich. Er ist Gründer und Vorsitzender des Vereins „Aktion Würde und Gerechtigkeit“, der sich für einen würdevollen Umgang mit Arbeitsmigranten aus Süd- und Osteuropa einsetzt. Pfarrer Kossen beschreibt die oft unmenschlichen Arbeits- und Lebensbedingungen von Arbeitsmigranten in Deutschland.



Pfarrer Peter Kossen (links) demonstriert vor einer Großschlachtereier gegen die Ausbeutung und Gefährdung der Arbeitsmigranten.

Mein Bruder Florian ist Arzt und behandelt in seiner allgemeinmedizinischen Praxis in Goldenstedt im Landkreis Vechta täglich Arbeitsmigranten, Frauen und Männer aus Rumänien, Bulgarien und Polen. Viele von ihnen arbeiten in Großschlachthöfen. Was er sieht und hört, macht ihn fassungslos und zornig. Die Totalerschöpfung der Patientinnen und Patienten ist fast schon alltäglich. Sie arbeiten sechs Tage in der Woche und zwölf Stunden am Tag, haben keine Möglichkeit der Regeneration, weil sie durch ihre Arbeits- und Lebensbedingungen ständig physisch und psychisch unter Druck stehen. Daraus folgen eine ganze Reihe von Krankheitssymptomen: von

Überlastungsschäden im Bereich der Extremitäten und der Wirbelsäule über psychovegetative Dekompensationen bis hin zu wiederholten bzw. hartnäckigen Infekten durch mangelhafte hygienische Zustände in den Unterkünften und gesundheitswidrige Bedingungen an den Arbeitsplätzen. Immer wieder erzählen Patienten meinem Bruder von Kolleginnen und Kollegen, die aufgrund von Krankheit sofort aussortiert und ersetzt werden. Entsprechend hoch ist der Druck, trotz Krankheit und Schmerzen durchzuhalten.

Wie Maschinen benutzt

Die Fleischindustrie, die Logistik und weitere Branchen behandeln Arbeitsmigranten im großen Stil wie Maschinen, die man bei externen Personaldienstleistern anmietet, benutzt und nach Verschleiß austauscht. Überall dort, wo Arbeitskräfte wie Verbrauchsmaterial behandelt werden, ist die Mitarbeiterfluktuation enorm hoch. Ein junges rumänisches Paar erzählte mir kürzlich, dass aufgrund der unmenschlichen Arbeitsbedingungen in einem Großschlachthof in Münster innerhalb eines Jahres 1.000 Arbeitsmigranten ausgetauscht worden seien. Inzwischen werden die Arbeitskräfte aus immer ärmeren Regionen Osteuropas rekrutiert. Erst waren es Menschen aus Polen, später aus Rumänien, Ungarn und Bulgarien, jetzt kommen die Arbeiterinnen und Arbeiter aus Moldawien oder der Ukraine – dann ist ihr Einsatz nicht selten illegal. Mein Bruder sieht jeden Tag, dass diejenigen, die es trotz der Menschenschinderei schaffen, über mehrere Jahre durchzuhalten, chronische

Leiden davontragen. Durch die harte körperliche Arbeit in feuchten und sehr kalten Räumen unter ständigem Druck, noch schneller zu arbeiten, ist auch der Stärkste irgendwann physisch und psychisch am Ende.

Soziale Teilhabe nicht möglich

Durch die Arbeitszeiten sind die Betroffenen über Jahre hinweg nicht in der Lage, Sprachkurse oder Integrationsangebote wahrzunehmen. So sprechen viele kaum Deutsch. Rund um die Uhr haben sie bereitzustehen; Arbeit wird häufig kurzfristig per SMS befohlen, Überstunden werden nicht selten spontan angeordnet. Die Teilhabe am sozialen und kulturellen Leben in den Orten ist dadurch sehr erschwert oder unmöglich. Eine Integration der Arbeiter, und jetzt verstärkt auch ihrer Familien, kann so kaum stattfinden. Parallelwelten sind entstanden. Ein Übriges tut die auf Abschottung angelegte Unterbringung. Arbeitsmigranten hausen - zum Teil mit Kindern - in verschimmelten und überbelegten Bruchbuden. Alteingesessene Bürger zocken sie dafür mit Wuchermieten ab.

Verstörte Kinder

Erzieherinnen in meiner Stadt Lengerich erzählen mir von verstörten, verängstigten und geschwächten Kindergartenkindern, die in solchen Verhältnissen leben und aufwachsen. Manche verschlafen fast den ganzen Kindertag, weil sie nachts in den Unterkünften Gewalt, Alkohol- und Drogenmissbrauch und auch Prostitution miterleben. Kürzlich schrieb mir eine Dame: „Ich bin Förderschullehrerin, und wir bekommen an die Schulen bei uns im Landkreis Diepholz, wo ich arbeite, immer mehr Kinder aus Bulgarien, Moldawien. Diese können kein Deutsch und haben eine sehr geringe Schulvorbildung. Obwohl sie in die 5., 6., 7. Klasse eingeschult werden, können sie kein Englisch und oft kaum im Bereich bis 20 rechnen. Sie bleiben oft von der Schule weg, nach eigenen Aussagen, um auf jüngere kranke Geschwisterkinder aufzupassen, oder gehen früher, weil sie ihre Geschwister vom Kindergarten abholen und versorgen müssen, scheinbar weil die Eltern arbeiten müssen. Sie sprechen zunächst kein Deutsch und müssen die deutsche Schrift erlernen, teilweise bleiben sie Monate weg, tauchen dann wieder auf, die Eltern sind schwer erreichbar. An meiner Schule vegetieren die Kinder in den Klassen vor sich hin, niemand kümmert sich. Teilweise sind sie drei Jahre an der Schule und können immer noch kaum Deutsch, Rechnen, Lesen oder Schreiben. Sonderpädagogischer Förderbedarf darf nicht eingeleitet werden,

weil die Kinder zwei Jahre Notenschutz haben, dann müssen sie ein Schuljahr wiederholen, und erst dann, wenn sie wieder wiederholen müssten, kann man ein Überprüfungsverfahren einleiten. Bis dahin ist der Lernfrust groß und die Kinder haben so viel versäumt, dass man kaum mehr etwas für sie tun kann.“

Getrennt von der Familie

Der größte Teil der Arbeitsmigranten lebt immer noch getrennt von der Familie, die in der Heimat zurückbleibt. Oft zerbrechen Ehen und Familien in dieser Situation monatelanger Trennung. Diese Trennung von Partnern und Kindern, wenn zum Beispiel die Mutter als Altenpflegerin im Westen arbeitet und im Jahr nur wenige Tage Urlaub hat, bedeutet ein kaum zu ertragendes Leid für alle. Dass Familien zusammen hier leben können, scheitert oft am Geld und damit an der Wohnungsfrage und mangelnden Deutschkenntnissen sowie an der fehlenden Integration.

Folgen der Corona-Pandemie

Während der Corona-Pandemie hat sich eine große Gruppe ost- und südosteuropäischer Arbeitsmigranten infiziert. Aufgrund vielfach unmenschlich harter Arbeits- und Lebensbedingungen war dies absehbar. Ein Virus hat leichtes Spiel, wenn es auf ausgelaugte, angeschlagene und gedemütigte Menschen trifft. In den Schrottimmobilen, die häufig als Unterkunft dienen, findet man nicht selten ausgeprägte Schimmelbeläge an den Wänden, direkt neben den als Betten dienenden Pritschen. In den oft viel zu kleinen, schlecht belüfteten und mehrfach belegten Zimmern konnten sich Viren besonders schnell verbreiten. Erschwerend hinzu kam die Tatsache, dass zunehmend ganze Familien von Arbeitsmigranten mit ihren Kindern in gesundheitsgefährdenden Unterkünften hausen. Mangelnde Sprachkenntnisse haben das Problem verschärft. Warnungen und Sicherheitsvorschriften kamen nur bruchstückhaft oder überhaupt nicht bei den Adressaten an. Niemand fühlte sich zuständig, die Kommunen nicht und die Landkreise auch nicht, und die Leidtragenden sind die Schwächsten: die Kinder. *

Weitere Informationen zur Arbeit des Vereins „Aktion Würde und Gerechtigkeit“ und Unterstützungsmöglichkeiten:

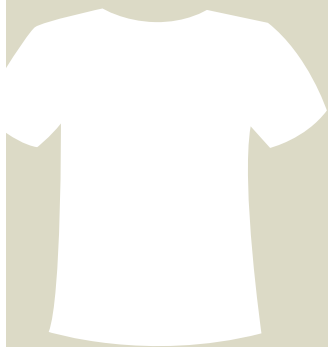
www.wuerde-gerechtigkeit.de

Wie kann jeder einzelne dabei helfen, der Ausbeutung von Arbeitsmigranten entgegenzuwirken?

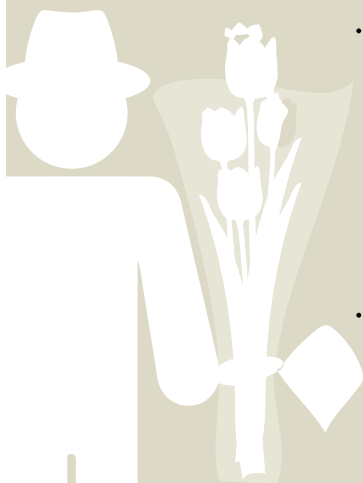
Billiges Fleisch, billige Kleidung, Gratis-Paketdienste, supergünstige Kreuzfahrten – am Ende zahlt immer einer die Rechnung. Und das sind in Deutschland oft die Leiharbeiter, die sich nicht dagegen wehren können.



- Kaufen Sie bewusst ein, zum Beispiel Kaffee, Blumen oder Schokolade aus fairem Handel, und kaufen Sie bevorzugt regionale und saisonale Lebensmittel.



- Fragen Sie im Handel nach: Ist der Weg von Fleisch, Obst und Gemüse, Jeans oder T-Shirts nachvollziehbar? Gibt es bei Ihnen Metzger, die Fleisch aus eigener Schlachtung anbieten?
- Fragen Sie bei Firmen nach: Wie schließen sie menschenunwürdige Arbeits- und Lebensbedingungen in ihrer Produktions- oder Handelskette aus?



- Sprechen Sie Politiker an: Wie kann die globale Abwärtsspirale von Entlohnung und Arbeitsbedingungen gestoppt werden? Wie die grassierende Tariffucht in Deutschland? Inwieweit sind öffentliche Aufträge an die Bedingung der Tarif-treue der Auftragnehmer gebunden?
- Thematisieren Sie in Ihrem Umfeld Ursachen und Bedingungen für Migration: Wo kommen die fremden Arbeitskräfte her? Was sind ihre Gründe, hier Arbeit zu suchen?
- Sprechen Sie Migranten über Sprachbarrieren hinweg an und holen Sie sie so aus der Isolation.
- Seien Sie aufmerksam gegenüber osteuropäischen Pflegekräften im eigenen Umfeld: Die Frauen sind oft über Monate zur Pflege oder Betreuung in deutschen Haushalten tätig. Haben sie Kontakte zu Nachbarn, zu den Kirchengemeinden oder anderen Pflegekräften?
- Nehmen Sie wahr, was „vor der eigenen Haustür“ problematisch erscheint, zum Beispiel heruntergekommene Unterkünfte, in denen Arbeitsmigranten oder Saisonarbeitskräfte untergebracht werden. Melden Sie ihre Beobachtungen zum Beispiel der Kreisverwaltung.
- Fragen Sie in Ihrer Kreisverwaltung nach: Wie konsequent wird Mietwucher und eine unhygienische und menschenunwürdige Unterbringung von Arbeitsmigranten kontrolliert und unterbunden? Wie nachhaltig und umfangreich wird der Bau preiswerter Wohnungen gefördert und eingefordert?

Intensiver Kontakt zur Familie als wichtige Voraussetzung

Sigrid Tschöpe-Scheffler ist Autorin des Buches „Früher war ich ein flottes Huhn, heute bin ich eine lahme Ente“. Darin beschreibt sie, warum sie sich dazu entschied, zur Betreuung ihrer betagten Mutter osteuropäische Pflegekräfte zu engagieren und welche Erfahrungen alle Seiten dabei machten.



Das Buch ist im Jahr 2020 bei der Verlagsgruppe Patmos erschienen.

Warum haben Sie sich für eine Pflegekraft aus Osteuropa zur Unterstützung Ihrer Mutter entschieden?

Meine Mutter hatte sich nach dem Tod meines Vaters – da war sie 74 Jahre alt – gewünscht, so lange wie möglich in ihrem Haus und ihrer vertrauten Umgebung leben zu können. Da ich 120 Kilometer entfernt von ihr wohnte und auch keine Geschwister habe, entschied meine Mutter und ich gemeinsam schon lange vor ihrer Pflegebedürftigkeit, diesen Weg zu probieren. Tatsächlich war es dann auch 15 Jahre lang zusammen mit den osteuropäischen Betreuerinnen möglich, dass sie in ihrem Haus noch sehr zufrieden leben konnte.

Im Klappentext Ihres Buches ist von der „umstrittenen Unterstützung durch 24-Stunden-Kräfte aus Osteuropa“ die Rede. Welchen Widerständen und Vorurteilen sind Sie begegnet?

Es gibt viele Vorurteile, die ich gerne auch mit meinem Buch entkräften

möchte, zum Beispiel, dass osteuropäische Pflegekräfte ausgebeutet werden oder ihren Dienst als Sklavinnen versehen müssen. Ich habe versucht darzustellen, inwieweit es letztlich von der Haltung der Familien abhängt, ob sie ihnen mit Achtung begegnen, sodass die Betreuerinnen sich wohlfühlen. Natürlich müssen auch die Rahmenbedingungen stimmen, wie zum Beispiel ein angemessenes Gehalt, Einhaltung der Freizeitregelungen und ein gemütliches eigenes Zimmer mit Internetanschluss. Allerdings plädiere ich für eine bessere Kontrolle und für unabhängige Beschwerdestellen, damit sowohl die Familien als auch die Betreuerinnen bei Problemen fachliche Unterstützung erhalten.

Hatten Sie selbst im Vorfeld Vorbehalte gegenüber ausländischen Pflegekräften?

Meine Mutter ist als Deutsche in einem Dorf in der Ukraine aufgewachsen, wo viele Kulturen und Religionsgemein-

schaften friedlich zusammenlebten. Während des Krieges wurden die Deutschen vertrieben. Meine Eltern waren durch ihre Herkunft – mein Vater war Baltendeutscher – offen für andere Kulturen. Vorwiegend, aber nicht nur, galt ihr Interesse der osteuropäischen Kultur, Sprache und Lebensweise. Das hat natürlich auch mich geprägt. Meine Eltern sprachen manchmal miteinander Russisch, und die kranke Tochter einer rumänischen Freundin meiner Mutter lebte später in unserer Familie. So gab es keine Vorbehalte, sondern eher ein Interesse an den Menschen, ihrer Mentalität und Kultur.

Wie haben Sie sich, wie haben Sie Ihre Mutter auf die Situation vorbereitet?

Wir haben uns informiert, Agenturen kontaktiert und natürlich Berichte von Menschen gehört, die bereits (meist gute) Erfahrungen mit diesem Modell hatten. Außerdem haben meine Mutter und ich in vielen Gesprächen antizipiert, was es für sie bedeuten könnte, mit einem zunächst fremden Menschen in ihrer eigenen Wohnung so eng zusammenzuleben. Sie selbst konnte sich das gut vorstellen, und so mussten wir natürlich ihre Wohnung verändern: Ihr Schlafzimmer wurde zum Zimmer für die jeweilige Betreuerin und sie selbst bekam ein Schlafsofa im Wohnzimmer.

Gab es sprachliche Schwierigkeiten?

Ja, es gab anfangs auch viele Konflikte dadurch, dass die Verständigung

manchmal schwierig war. Aber da meine Mutter gut Russisch sprach und viele der osteuropäischen Frauen ebenfalls, war das häufig die gemeinsame Sprache. Zusammen mit meiner Mutter lernten die Frauen schnell Deutsch. Manchmal merkte sich meine Mutter auch kleine Sätze auf Rumänisch oder Polnisch, was oft zu großer Heiterkeit der Betreuerin führte, wenn darin ein Schimpfwort vorkam.

Sie beschreiben die Pflegesituation als „lebendig und bereichernd“ für Ihre Mutter. Können Sie Beispiele nennen?

Ach, da gab es zum Beispiel das gemeinsame Rummikub-Spiel, das alle Betreuerinnen von meiner Mutter lernen mussten. „Ich habe 25 Personen Rummikub beigebracht!“, bemerkte sie oft stolz. Es wurde viel gelacht, wenn wieder jemand beim Pfuschen erwischt wurde. Oder die neuen Gerichte aus Armenien oder Moldawien, die meiner Mutter immer schmeckten und die meine Familie und ich natürlich auch zu probieren bekamen. Meist durften wir auch etwas davon mit nach Hause nehmen. Mit den jüngeren Betreuerinnen wurde das Internet erforscht. Meine Mutter bekam einen eigenen Computer und eine Mailadresse, sodass sie auf diesem Weg mit uns in Kontakt bleiben konnte, sich in einem Seniorenchat mit Gleichgesinnten unterhielt oder mit Google Earth über ihre alte Heimat fahren konnte. Die jüngeren, computergeübten Betreuerinnen leiteten sie an, begleiteten sie dabei und ich konnte bei meinen

Besuchen gleich mitreisen. Mein Mann und ich haben eine der Betreuerinnen in Armenien besucht und waren zu ihrer Hochzeit eingeladen. Das war ein unvergessliches Erlebnis! So war der Kontakt mit den Frauen auch für uns oft bereichernd und lebendig. Mein Buch ist voll von solchen lebendigen Erfahrungen und Begegnungen.

Wo sind Sie, wo ist Ihre Mutter an Grenzen gestoßen? Wo gab es Konflikte?

Grenzen gab es natürlich einige. Die Verständigungsprobleme beschränkten sich nicht nur auf die Sprache, sondern auch auf die unterschiedliche Einstellung alten Menschen gegenüber. Es gab auch interkulturelle Konflikte. So war es nicht immer einfach zu vermitteln, dass „satt und sauber“ nicht der Anspruch war, den wir an die Betreuung stellten. Die aktivierende Pflege etwa oder die Eigenständigkeit meiner Mutter einzufordern, als sie nach und nach immer pflegebedürftiger wurde, bedeutete auch, einige Auseinandersetzungen mit den Betreuerinnen zu führen und immer wieder deutlich zu machen, wie wichtig es ist, dass ihr durch Überfürsorge nicht ihre Restautonomie genommen wurde. In einem Fall mussten wir uns auch von einer Betreuerin trennen, da sie hauptsächlich an ihrem eigenen Wohl interessiert war. Auch gab es Schwierigkeiten mit Absprachen, so dass wir häufig lernen mussten, flexibler zu werden. Gelegentlich mussten wir uns auch zugunsten neuer Einstellungen von unseren Vorstellungen verabschieden. Das war oft ein bis an die Grenzen gehendes Lernprogramm, weniger für meine Mutter als für mich, der die Hauptaufgabe der Organisation zufiel.

Viele osteuropäische Pflegekräfte lassen ihre eigene Familie zurück, oft auch minderjährige Kinder. Haben Sie Ihre Entscheidung für eine solche Pflegekraft vor diesem Hintergrund jemals hinterfragt oder sich vielleicht

ES GAB
VIELE NEUE
HERAUSFORDERUNGEN
FÜR ALLE.

WIR MUSSTEN LERNEN, FLEXIBLER ZU WERDEN.



Ana Kui, die rumänische Betreuerin, mit „Frau Maria“

auch einmal bewusst dagegen entschieden?

Es war mir wichtig, schon im Vorfeld etwas über den Hintergrund der Frauen zu erfahren. Gerade nach den Kindern und ihrer Betreuung während der Abwesenheit der Mutter habe ich immer gefragt. Meist hatten wir entweder ältere Frauen, deren Kinder schon erwachsen waren, oder junge Frauen, die noch ungebunden waren. Eine der Betreuerinnen hatte ihre Entscheidung, zu meiner Mutter zu kommen, davon abhängig gemacht, ob ihr Partner mit ihren Kindern in den Sommerferien zu Besuch kommen könnte. Meine Mutter hat sie eingeladen, und in diesem Sommer gab es viele neue Herausforderungen für alle. Aber auch schöne Grillabende mit einem selbstgebauten Grill und einen besonders gut gepflegten Garten, den der Partner der Betreuerin als Gegenleistung für den Besuch gut in Schuss hielt.

Bei einer 24-Stunden-Betreuung entsteht ein sehr enger Kontakt zwischen Betreuer und Betreutem. Würden Sie sagen, dass die Pflegekräfte Teil Ihrer Familie wurden?

Ja, es gab einige Betreuerinnen, mit denen ich heute noch in Kontakt stehe oder die wir nach dem Tod meiner Mutter auch besucht haben. Sie fühlten

sich als Teil der Familie, und ich habe sie als gute Freundinnen erlebt. Meine Mutter hat einige von ihnen als ihre armenischen oder rumänischen Enkelinnen bezeichnet. Bei Familienfesten waren diese Frauen selbstverständlich dabei, und wir haben natürlich auch viel über ihre Familien und Konflikte erfahren. Der Kontakt ist sehr eng und geht über ein sogenanntes professionelles Verhältnis, in dem Distanz gefordert ist, weit hinaus. Es ist sicher nicht immer leicht, die Balance zwischen Nähe und Distanz herzustellen. Mit jeder neuen Betreuerin haben wir auch das immer wieder neu einüben müssen.

Wie haben Sie den Kontakt der Pflegekräfte zu ihren Familien in der Heimat erlebt?

Es war wichtig, dass die Betreuungskräfte intensiven Kontakt zu ihren Familien hatten. Als es in unserem Haus vor mehr als 15 Jahren noch keinen Internetanschluss gab, war das schwieriger, aber als der dann installiert war, konnten sie regelmäßig skypen oder Videoanrufe erhalten. Das würde ich heute als Voraussetzung unbedingt empfehlen.

Die Corona-Pandemie macht deutlich, wie sehr wir in Deutschland auf ausländische Pflegekräfte angewiesen sind und wie schnell ein ganzes Versorgungssystem zusammen-

brechen kann, wenn diese wegfallen. Hatten Sie einen Plan B?

Wir mussten immer wieder auf Plan B oder C zurückgreifen, wenn mal eine Betreuerin ausfiel, frühzeitig abreisen musste oder wir uns – in einem Fall – von einer Frau rasch trennen mussten. Da immer auch Studentinnen mit im Haus wohnten, waren diese sozusagen die „Springerinnen“, die auch sowieso eine gewisse Zeit mit meiner Mutter verbringen mussten, um die Freizeit der jeweiligen Betreuerin zu gewährleisten. Es lebten zwischendurch immer mal wieder einige junge Menschen im Rahmen des Modells „Wohnen gegen Hilfe“ im Haus meiner Mutter. Daher waren wir meist in der komfortablen Lage, dass immer noch jemand zusätzlich verfügbar war. In einigen Fällen musste ich auch sehr schnell einspringen und meinen Beruf und andere Verpflichtungen dann anderweitig organisieren. Auch Familienmitglieder oder der ambulante Pflegedienst wurden mit ins Boot geholt. Plan B war immer in meinem Kopf, aber wenn er dann tatsächlich nötig wurde, war das doch für alle eine besonders herausfordernde Zeit. Nur meine Mutter bekam davon nicht so viel mit und verbreitete ihren Optimismus: „Es wird schon alles gut gehen“ – was dann „irgendwie“ auch letztendlich der Fall war. *

Mehr Sensibilität vonnöten

Pater Dr. Tobias Keßler CS forscht am Institut für Weltkirche und Mission der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt zu „Mission und Migration“.

Zugleich arbeitet er als Seelsorger für spanischsprachige Migranten. Im Gespräch berichtet Pater Keßler von den Sorgen und Herausforderungen der Migranten.



Woher stammen die Menschen, die in der spanischsprachigen Gemeinde Frankfurt Gemeinschaft, Rat und Hilfe suchen?

Rund 90 Prozent kommen aus lateinamerikanischen Ländern. Sehr viele stammen aus Kolumbien und Mexiko. In den Monaten vor Beginn der Corona-Pandemie kamen immer mehr Menschen aus dem krisengebeutelten Venezuela hierher. Insgesamt gehören Menschen rund 20 unterschiedlicher Nationalitäten zu unserer Gemeinde. Neben einer relativ stabilen Kerngemeinde gibt es auch viel Fluktuation. Es stoßen immer wieder neue Migranten hinzu, andere gehen. Eigentlich bräuchten wir noch mehr Seelsorger, um den vielen Anfragen gerecht zu werden.

Aus welchen Gründen kommen diese Menschen nach Deutschland?

Sie kommen wegen der schwierigen politischen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen in ihren Ländern, aber auch, weil sie hier studieren, eine Arbeit haben, als Au-Pair-Hilfe Kinder betreuen oder sich verliebt haben. Es sind sehr viele Arbeitsmigranten aus ganz unterschiedlichen Milieus: von Bankmitarbeitern über Krankenschwestern bis hin zu Reinigungskräften. Diese Mischung ist das Schöne und Spannende in unserer Gemeinde, ja in ganz Frankfurt.

Welche Themen und Fragen stehen im Vordergrund, wenn Migranten seelsorglichen Beistand suchen? Wie helfen Sie ihnen?

Das Themenspektrum ist sehr divers. Ein wichtiges Thema sind Beziehungsprobleme in der Partnerschaft oder in der Familie. Diese hängen auch mit der Migrationssituation zusammen. Die Rollenverteilung im neuen Lebensumfeld macht vor allem Männern zu schaffen: Wenn zum Beispiel die Ehefrau schneller die deutsche Sprache lernt, eine Arbeit findet und Geld verdient als ihr Mann, kann das wegen seiner traditionellen Vorstellungen

sein Selbstwertgefühl kränken und ihn regelrecht aus der Bahn werfen. Im seelsorglichen Gespräch geht es dann vor allem darum, die eigenen, manchmal aus dem Unbewussten gesteuerten Reaktionen zu verstehen und gemeinsam nach einem Umgang mit der neuen Situation zu suchen, der für alle Beteiligten zufriedenstellend ist.

Unterschiedliche Vorstellungen und Werte gibt es zudem bei den vielen multikulturellen Paaren in unserer Gemeinde. Hier kommt auch eine Art Definitionsmacht ins Spiel: Wer hat, beziehungsweise nimmt sich das Recht, bestehende Probleme zu definieren? Wer verfolgt dabei welche Ziele anhand welcher Strategien? Problematisch sind die einseitig verteilte Macht und das fehlende Bewusstsein für das, was in und mit der Beziehung passiert und diese belastet. Meinungsverschiedenheiten an sich sind nicht zwingend problematisch. Im Gegenteil: Sie können die Beziehung beleben. Sie werden allerdings dann zum Problem, wenn zu viele Unterschiede gleichzeitig auftreten. Der Umgang damit ist ein Lernprozess, der Zeit erfordert.

Oft suchen Eltern auch Hilfe bei mir, weil sie Probleme bei der Erziehung haben: Sie möchten ihren Kindern ihre traditionellen Werte und Lebensweisen vermitteln. Doch die Kinder und Jugendlichen orientieren sich zunehmend an den Gepflogenheiten ihres Umfelds. Das führt zu Spannungen. Auch für die vielen alleinerziehenden Mütter ist die Erziehung oft mit Schwierigkeiten verbunden. Manche klammern sich in der fremden Umgebung noch mehr an ihre Kinder. Hier gilt es, die Mütter beim Loslassen zu unterstützen. Dazu brauchen sie neben der seelsorglichen Begleitung oft auch eine Therapie, die nicht immer leicht zu vermitteln ist. Denn je nach Herkunftskontext ist es keineswegs selbstverständlich, einen Therapeuten aufzusuchen.

Zunehmend werden bei den seelsorglichen Beratungen Missbrauch und Gewalt in der Familie thematisiert.

Das hängt sicherlich auch damit zusammen, dass dies in Deutschland viel offener behandelt wird als in den Herkunftsländern. Manchmal berichten Erwachsene von Missbrauchserfahrungen, die sie als Kind gemacht haben. Sie trauen sich erstmals nach Jahren, von ihrem Leid zu erzählen. Wenn erforderlich, vermitteln wir auch hier Therapien, damit die Betroffenen das Erlebte aufarbeiten können. Um Gewalt und Missbrauch in den Familien vorzubeugen, bieten wir außerdem Veranstaltungen und Schulungen zum Kinderschutz an.

Arbeitslosigkeit, Mobbing, Sprachschwierigkeiten, fehlende Anerkennung der Abschlüsse, Diskriminierung im Alltag – auch diese Themen sind immer wieder Gegenstand unserer seelsorglichen Gespräche. Depressionen bringen vor allem Frauen dazu, bei uns Hilfe zu suchen. Viele Migranten müssen mit Enttäuschungen und Rückschlägen kämpfen. Sowohl praktisch als auch seelisch müssen sie viel bewältigen. Manchmal hören sie den Vorwurf, im Aufnahmeland in einer Parallelwelt zu leben. Dabei unterschätzt man völlig, welchen Belastungen sie ausgesetzt sind, wieviel Neuem sie sich stellen müssen, und welche Barrieren es zu überwinden gilt.

Inwiefern spielen die Sorgen um die Familie im Heimatland eine Rolle?

Die Trennung von der Familie, die im Heimatland zurückgeblieben ist, belastet die Migranten stark. Wenn sie ihre Kinder zurückgelassen haben, plagen sie Schuldgefühle, auch wenn Großeltern beziehungsweise die Großfamilie sich gut um die Kinder kümmern. Schuldgefühle entstehen aber auch bei Eltern, die ihre Kinder mitgenommen und aus ihrem ursprünglichen Umfeld herausgerissen haben. Dies betrifft vor allem Jugendliche, die sich hier ausgegrenzt fühlen und zurück zu ihrem Freundeskreis wollen. Ein weiteres wichtiges Thema sind Beziehungen auf Distanz. Männer und

Frauen, die allein auswandern, leiden manchmal unter Verlustängsten und Eifersucht. Sie befürchten, die zurückgebliebenen Partner könnten sie betrügen oder verlassen. Schwer belastend ist es auch, wenn Angehörige im Heimatland erkranken oder sterben und die Migranten sie nicht betreuen, begleiten oder von ihnen Abschied nehmen können. Eine weitere Schwierigkeit ist der Erwartungsdruck aus der Heimat: Die zurückgebliebene Familie erwartet finanzielle Zuwendungen und schätzt die Situation der migrierten Angehörigen häufig falsch ein. Hier kann es auch zu Ausnutzung kommen.

Welche Bedeutung haben Gemeindeleben und Glaube für die Migranten?

Gemeinde und Glaube spielen im Leben der meisten Menschen, die zu uns kommen, eine zentrale, sinngebende und orientierende Rolle. Gemeinden in der jeweiligen Muttersprache bieten ein vertrautes Umfeld. Hier können die Migranten andocken, hier können sie Heimat finden und sich für notwendige Veränderungen öffnen. Doch auch in der Kirche müssen sie sich Herausforderungen stellen: Oft erfahren Migranten Kirche und Gemeinde in Deutschland ganz anders als in ihrem Heimatland. Sie wundern sich, dass die Kirchen leer sind und fragen uns: „Glauben denn die Menschen hier nicht mehr?“ Auch Besonderheiten wie die Kirchensteuer, die sie so nicht kennen, überfordern sie gelegentlich. In der deutschen Kirche geht es immer zuerst ums Geld, so der Eindruck, der bei vielen entsteht. Bevor etwa angesichts der Corona-Krise ein zusätzlicher Gottesdienst angeboten werden kann, muss geklärt sein, wer den Küster und den Organisten für die Mehrarbeit bezahlt. Die Gemeindeglieder erzählen mir: „Es gibt noch viele Latinos in Frankfurt, die wir erreichen könnten, wenn uns größere Räumlichkeiten zur Verfügung stünden und man uns machen ließe.“ Aber alles erscheint als Kostenproblem, und so entsteht der Verdacht, dass ein Wachstum der

Gemeinden eigentlich gar nicht gewollt ist. Für die zugewanderten Menschen ist kaum zu erkennen, wo die Kirche in Deutschland jenseits der professionellen Bearbeitung zahlreicher Probleme noch auf Gott vertraut.

Wie ließe sich diese Situation Ihrer Meinung nach verbessern?

Oft wünsche ich mir, die katholische Kirche in Deutschland ginge sensibler mit den Bedürfnissen der Migranten um und würde ihre enormen Integrationsleistungen würdigen und anerkennen. Sie sollte auch die unterschiedlichen „Normalitäten“ in der Glaubenspraxis fördern und stärker als Bereicherung wahrnehmen, als dies bisher der Fall ist. Die ausgeprägte Professionalität der Kirche in Deutschland, die ich durchaus zu schätzen weiß, führt manchmal leider zu einem hohen Grad an Selbstreferenz, die die Hirtenaufgabe verdrängt. Die Institution Kirche erscheint als Unternehmen, das die Getauften zur Klientel degradiert. Das existenzielle Vertrauen auf den fürsorgenden Gott, welches das Leben der Migrierten durch und durch prägt, erscheint nur noch als Kür. Vielleicht liegt in dieser Einsicht ja auch ein Schlüssel zu der Frage, weshalb sich in Deutschland so viele Menschen von der Kirche abwenden. Weshalb sollten denn ausgerechnet sie jenen Gott brauchen, der für die kirchliche Institution selbst kaum mehr als eine Alibifunktion erfüllt? Wo deutlich wird, dass die Kirche in Deutschland ähnlich den Migranten zuallererst auf Gott vertraut, da wird sie auch wieder sprachfähig für die Menschen unserer Zeit. ✱

Weiterführende Links zur Migrantenseelsorge:

- www.iwm.sankt-georgen.de
- <http://iwm.sankt-georgen.de/forschung/projekte/theologische-fortbildung/>
- www.facebook.com/weltkircheundmission
- www.twitter.com/kirche_mission

Buchempfehlung zum Thema:

Eva Baumann-Neuhaus: Glaube in Migration. Religion als Ressource in Biographien christlicher Migrantinnen und Migranten. edition spi, St. Gallen 2019, 346 Seiten ISBN 978-3906018164, auch als eBook erhältlich



MAN HAT ARBEITSKRÄFTE GERUFEN, UND ES KOMMEN MENSCHEN.

Max Frisch

Nur zu Gast

Arbeitsmigranten haben nach dem Zweiten Weltkrieg einen wesentlichen Beitrag zum wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands geleistet. Nach der mangelhaften Integration droht ihnen heute die Altersarmut.

Martina Glöge, geb. Grgić ist Online-Redakteurin im Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘.

Deutschland in den 1950er Jahren: Der Zweite Weltkrieg hatte tiefe Spuren hinterlassen. Die Wirtschaft sollte wieder florieren, allerdings mangelte es einigen Industriezweigen an Arbeitskräften. Bilaterale Verträge Deutschlands mit anderen Staaten sollten daher die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte und die zeitlich befristeten Aufenthalte regeln. Auf Basis dieser Anwerbeabkommen fanden von 1955 bis 1973 etwa 14 Millionen Arbeitsmigranten ihren Weg nach Deutschland: Von 1955 an kamen sie aus Italien, ab 1960 aus Spanien und Griechenland, ab 1961 aus der Türkei, ab 1963 aus Marokko, ab 1964 aus Portugal, ab 1965 aus Tunesien und ab 1968 aus dem damaligen Jugoslawien. Diese Abkommen sollten ein Gewinn für alle Länder sein. Die ausländischen Arbeitskräfte würden die Wirtschaft ihres Herkunftslands nach ihrer Rückkehr durch den Zugewinn des neugewonnenen Wissens und durch dringend benötigte Devisen stärken. In Deutschland wiederum profitierte man davon, dass die ausländischen Arbeitskräfte Tätigkeiten verrichteten, die zunehmend von deutschen Arbeitskräften

gemieden wurden, etwa die Fließbandarbeit. Aber auch der niedrige Lohn war ausschlaggebend: Man zahlte den ausländischen Arbeitskräften weniger als den deutschen.

Diese 14 Millionen sogenannten „Gastarbeiter“ – denn ihr Aufenthalt sollte, einem Rotationsprinzip folgend, nicht von Dauer sein – halfen Deutschland fortan beim Wiederaufbau und trugen nicht unwesentlich zum sogenannten Wirtschaftswunder bei. Mit dem Wegfall der zeitlichen Befristung wurde der Begriff des „Gastarbeiters“ in Deutschland zur umgangssprachlichen Bezeichnung für Arbeitsmigranten im Allgemeinen. Doch er erfuhr zunehmend eine negative und abwertende Konnotation, die sich bis zum heutigen Tag gehalten hat.

Willkommen in Deutschland

Die umgangssprachliche und undifferenzierte Begrifflichkeit „Gastarbeiter“ führte dazu, dass auch Ivan¹ in den vergangenen fünfzig Jahren immer wieder pauschal als Gastarbeiter bezeichnet wurde. Doch das war er nicht. Ihn führte kein Anwerbeabkommen nach Deutschland. Es war die Neugier und ein verlockendes Jobangebot, die Ivan dazu trieben, im Jahr 1964 nach Deutschland zu kommen.

Ivan stammt aus dem ehemaligen Jugoslawien, wo er zum Führungspersonal eines angesehenen slowenischen Fünfsterne-Hotels gehörte. Hier lernte er einen Mann kennen, der auf der Leitungsebene des Frankfurter Flughafens tätig war und Ivan Arbeit anbot. Er willigte ein. „Man hat mich am Flughafen abgeholt und sich um alles gekümmert, um den Flug, um meine Unterkunft. Deutschland war zu dieser Zeit sehr arm“, erinnert sich Ivan. „Bei der Arbeit gab es ein großes Gebäude und darin eine Art Garderobe für die Arbeitskräfte.“

Alle hatten da ihre Duschen, aber die Deutschen wollten sie nicht mit uns teilen. Sie gingen links rein, wir rechts. Alle haben uns von oben herab angeschaut.“ Diese Herablassung gegenüber Menschen fremder Herkunft sei für ihn bis heute noch in Deutschland spürbar: „Manchmal kann ich keinen großen Unterschied zu damals sehen.“

„Als Ausländer, da bist du nicht mehr als eine Nummer.“

Ivan bedauerte seine Entscheidung, nach Deutschland gekommen zu sein, und wollte so schnell wie möglich wieder zurück nach Hause. „Nach sechs Monaten bin ich zur Polizei gegangen, habe meinen Reisepass abgegeben und darum gebeten, mein Visum ungültig zu stempeln“, erzählt Ivan. „Ich war nicht zufrieden und hatte mir mehr erhofft. Ich habe Glanz erwartet und goldene Toilettenschüsseln. Aber dann habe ich in Frankfurt am Main diese Erniedrigung erlebt, den Hass gegenüber den Afrikanern, den Türken, den ‚Itakas‘ und uns ‚schmutzigen‘ Jugoslawen. [...] Ohne es zu ahnen, habe ich mir damals selbst in die Suppe gespuckt, nur wegen meiner Neugier auf Deutschland. Ja sam došao kajo jedan gospodin – Ich war als ein Herr gekommen –, hatte sieben, acht feine Anzüge im Gepäck. Aber in Deutschland fühlte ich mich immer als Gastarbeiter. Dabei bin ich gar nicht als Gastarbeiter gekommen, sondern war zuvor im Management und hatte große Pläne.“

Ivan blieb 1964 tatsächlich nur ein halbes Jahr. Doch im Jahr 1971 sollte es ihn erneut nach Deutschland ziehen, wieder gelockt durch ein interessantes Jobangebot. Dieses Mal führte es ihn nach Bayern, als Chef de Rang verantwortlich für den Serviceablauf eines Restaurants. Aus Wochen wurden Monate und aus Monaten Jahre. Dann ging es nach Nordrhein-Westfalen, in die Region, die sein neues Zuhause wurde und es bis heute ist. Inzwischen hat Ivan mehr als die Hälfte seines Lebens in Deutschland verbracht und hier seine Kinder aufwachsen sehen. Auch wenn er sich mittlerweile deutlich wohler fühlt, der „Gastarbeiter“ will ihn nicht loslassen. „Als Ausländer, da bist du nicht mehr als eine Nummer“, sagt Ivan, und spricht damit ein Problem an, das vielen Migrant*innen seiner Generation bekannt ist: die fehlende Integration.

Nicht hier und nicht dort

Bis zur Ölkrise von 1973 und der damit einhergehenden Wirtschaftsflaute, die zum Anwerbestopp führte, kehrten elf Millionen der 14 Millionen „Gastarbeiter“ in ihre Herkunftsländer zurück. Rund drei Millionen blieben in Deutschland, holten ihre Familien zu sich und wurden schließlich zu Mitbürgern. Eine Erkenntnis, die der Bundesrepublik Deutschland erst spät bewusst wurde. Denn der Aufenthalt der

„Gastarbeiter“ war nicht auf Langfristigkeit ausgelegt gewesen. Bei ihrer Ankunft lebten sie in Sammelunterkünften, Baracken und heruntergekommenen Vierteln, ohne viel Kontakt zum Rest der Bevölkerung. Es ging nicht um Integration. Die Unterkünfte waren nur auf Zeit angelegt und sollten für beide Parteien möglichst kostengünstig sein. Doch auch Jahre später blieb der qualitative Unterschied zur durchschnittlichen Wohnsituation der deutschen Bevölkerung bestehen. Parallel entwickelten sich „Ausländerviertel“, die die Integration zunehmend erschwerten. Echte Integrationsbemühungen ließen lange auf sich warten. Und während die Bundesrepublik realisierte, dass sie mehr Einwanderungsland war, als sie zunächst sein wollte, etablierte sich eine neue ökonomische und soziale Unterschicht.

„Egal, was du tust, selbst wenn du die deutsche Staatsangehörigkeit bekommst, den Gastarbeiter trägst du immer mit dir mit“, sagt Ivan, und meint dabei die wirtschaftlichen und sozialen Folgen, die das Leben der einstigen „Gastarbeiter“ heute prägt. Denn ein prägnanter sozialer Nachteil zeigt sich im Vermögen. Die ausländischen Arbeitskräfte, die nach dem Anwerbestopp 1973 in Deutschland geblieben sind, sind heute im Rentenalter. Sie beziehen Renten, die weit unter denen ihrer deutschen Mitbürger liegen. Zurückzuführen ist das auf die niedrigen Stundenlöhne, mit denen die „Gastarbeiter“ das Wirtschaftswachstum ermöglicht haben, aber durch die sie nur wenig in die eigene Rentenkasse zahlen konnten. Jeder zweite von ihnen ist heute von Altersarmut bedroht.²

Natürlich kann Integration nicht nur einseitig stattfinden. Die gesellschaftlichen Bedingungen müssen aber gegeben sein, um aus einem Gast einen vollwertigen und akzeptierten Mitbürger zu machen und ihn willkommen zu heißen – nicht nur auf Zeit, sondern für immer. Auch für Ivan bleibt nach fast fünfzig Jahren in Deutschland noch immer der Spagat zwischen zwei Gesellschaften: die, die er verlassen hat, und die, die ihn nie richtig aufnehmen wollte. „Ich bin wie ein Mann ohne Bedeutung. Ich bin Mr. Nobody“, sagt er. „Ni ti tamo, ni ti vamo – nicht hier und nicht dort.“ ✱

¹ Name wurde von der Autorin geändert.

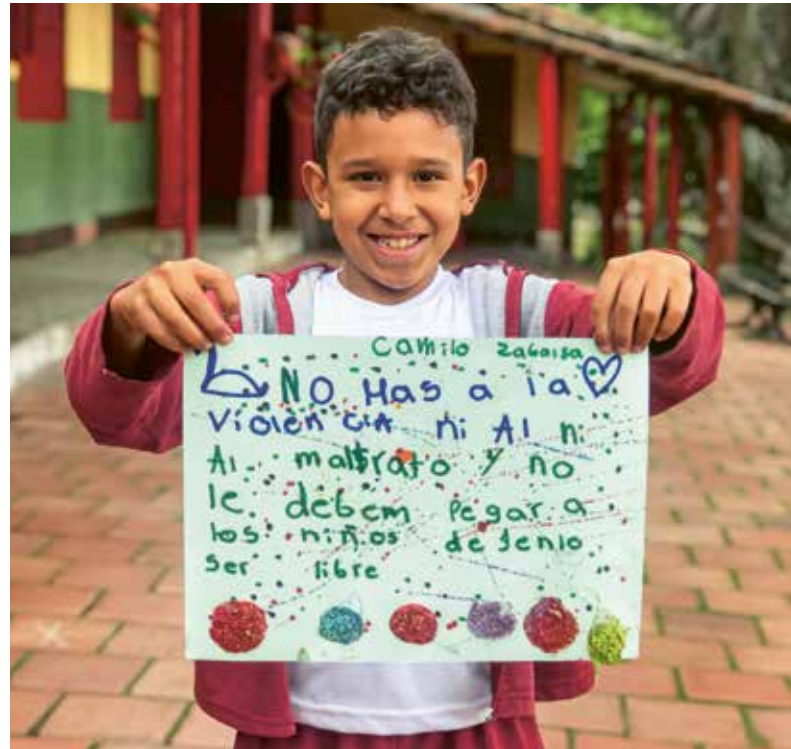
² <https://www.dw.com/de/altersarmut-mini-rente-für-gastarbeiter/a-17910621> und WSI Report S. 17 f. (beides Stand 2014)

Weitere Informationen zum Thema

- Informationen bei der Bundeszentrale für politische Bildung: www.bpb.de/nachschlagen/lexika/270369/gastarbeiter
- Bericht des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts der Hans-Böckler-Stiftung: www.boeckler.de/pdf/p_wsi_report_16_2014.pdf

„Ich will keine Gewalt mehr“, hat dieser Junge in großen Buchstaben auf sein bunt verziertes Plakat geschrieben.

Die Stadt der Kinder



In der Kinderrepublik Benposta in Kolumbiens Hauptstadt Bogotá lernen Kinder und Jugendliche, sich selbst zu verwalten und zu strukturieren. Außerdem sind sie hier sicher vor der Bedrohung durch bewaffnete Gruppen.

Susanne Dietmann ist Redakteurin im Kindermissionswerk „Die Sternsinger“.

Trotz des Friedensvertrags zwischen Regierung und der Guerillaorganisation FARC (Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia) im Dezember 2016 sind Kinder und Jugendliche in weiten Teilen Kolumbiens weiterhin großer Gefahr ausgesetzt: Allein im Jahr 2018 wurden nach offiziellen Angaben rund 244.000 Menschen Opfer des bewaffneten Konflikts, darunter mehr als 77.000 Kinder und Jugendliche. Neben der FARC gibt es in Kolumbien viele weitere bewaffnete Guerillagruppen und paramilitärische Organisationen, die in den letzten Jahren teilweise erstarkt sind. Mit Gewalt rekrutieren sie Kinder und Jugendliche und setzen sie als Kämpfer, Prostituierte, Spitzel, Drogen- oder Waffenkuriere ein.

Nach Angaben der kolumbianischen Regierung gab es zwischen 2018 und 2019 offiziell 63 solcher Fälle, die Dunkelziffer dürfte jedoch weit größer sein. Die Kämpfer rekrutieren sowohl in ländlichen



In der „Stadt der Kinder“ in Bogotá finden gefährdete Kinder und Jugendliche Zuflucht.

Regionen mit schwacher Infrastruktur, in denen der illegale Bergbau oder der Kokaanbau zu den wenigen Verdienstmöglichkeiten zählen, als auch in Randgebieten der großen Städte, wo viele Vertriebene leben. Staatliche Programme zum Schutz der Kinder und Jugendlichen gibt es genauso wenig wie positive Zukunftsperspektiven.

Einsatz für die Rechte von Kindern und Jugendlichen

Im Jahr 1957 gründete ein spanischer Priester die „Kinderrepublik Benposta“. Sie setzt sich in vielen lateinamerikanischen Ländern für die Rechte von Kindern und Jugendlichen ein. In Kolumbien hat Benposta federführend ein Programm entwickelt, um Minderjährige in akuter Lebensgefahr zu schützen und sie vor Zwangsrekrutierung zu bewahren.

In Zusammenarbeit mit verschiedenen Diözesen sind lokale Teams in mehreren Regionen des Landes im Einsatz. In der Hauptstadt Bogotá unterhält Benposta ein großes Zentrum, die „Stadt der Kinder“, in dem Kinder und Jugendliche Zuflucht finden. Das Kindermissionswerk ‚Die Sternsinger‘ unterstützt die erfolgreiche Arbeit der Organisation schon seit 2008.

Rund einhundert besonders gefährdete Kinder und Jugendliche leben in der „Stadt der Kinder“ in Bogotá. Sie alle waren in akuter Gefahr, von bewaffneten Banden rekrutiert zu werden. Einige von ihnen wurden bereits als Spitzel oder Kuriere eingesetzt. Bei Benposta bekommen sie eine sichere Unterkunft, Essen, Gesundheitsversorgung und Erziehung. Sie erhalten Kleidung, werden pädagogisch begleitet und psychologisch betreut. Der Unterricht findet in einer Schule auf dem Projektgelände mit speziell ausgebildeten Lehrkräften statt. Ein wichtiger Bestandteil der Arbeit von Benposta ist die Ausbildung zur sozialen und politischen Teilhabe, zur Partizipation: Die Kinder und Jugendlichen lernen unter psychosozialer Begleitung, sich selbst zu strukturieren, zu organisieren und zu verwalten. Sie wählen auch ihre eigenen „Bürgermeister“ und „Oberbürgermeister“. Bei Versammlungen, die zweimal in der Woche stattfinden, wird die Verwaltung, aber auch der Alltag der Kinderrepublik besprochen und Konflikte werden gelöst. Um die familiären Beziehungen zu stärken, finden monatlich Elternseminare statt. Die Eltern verpflichten sich, ihre Kinder regelmäßig zu besuchen und zu unterstützen, wenn das finanziell möglich ist. Sofern die Gefahrensituation es zulässt, besuchen die Kinder auch ihre Familien. ✱



Ein wichtiger Bestandteil der Arbeit von Benposta ist die Ausbildung zur sozialen und politischen Teilhabe.



Rund einhundert besonders gefährdete Kinder und Jugendliche bekommen eine sichere Unterkunft, Essen, Gesundheitsversorgung und Erziehung.

Zwei Jugendliche berichten, warum sie zu Benposta gekommen sind und wie sie mit der Trennung von ihren Familien zurechtkommen.

WÄRE ICH ZUHAUSE GEBLIEBEN, WÄRE ICH VERMUTLICH TOT.

Jugendlicher Bewohner (16) bei Benposta

„Ich komme aus einer armen Gegend, in der es täglich Bedrohungen durch bewaffnete Gruppen gibt. Uns Jugendlichen versprechen sie viele Dinge, wenn wir uns ihnen anschließen. Auch mir haben sie Angebote gemacht. Sie haben gesagt, dass sie mich gut bezahlen werden, dass ich ein Motorrad bekomme, eine Pistole und dass alle mich dann respektieren werden. Das war 2016, ich war zwölf Jahre alt. Meine Mutter wusste, in welcher Gefahr ich war. Dann kam ein Mitarbeiter von Benposta in unsere Gegend, um mit den Jugendlichen zu arbeiten. Meine Mutter hat ihm von den Bedrohungen durch die Banden erzählt, und er hat mich an einen sicheren Ort mitgenommen. Zwei Jahre war ich weg von zuhause, um in Sicherheit zu lernen. Danach bin ich zu Benposta nach Bogotá gekommen. Wäre ich damals zuhause geblieben, wäre ich heute vermutlich tot. Für mich war es ein Segen, dass ich die Gelegenheit bekommen habe, von dort wegzugehen.

Hier in Benposta habe ich viele Möglichkeiten und fühle mich sehr wohl. Ich bekomme immer etwas Gutes zu essen, kann lernen und habe Freunde. Meine Freunde hier sind mittlerweile wie Geschwister für mich. Was ich am meisten vermisse, ist meine Familie. Ich bin auf einem kleinen Bauernhof aufgewachsen, wir waren insgesamt zehn Geschwister. Ich vermisse die guten Ratschläge meiner Eltern und ihre Liebe, die Momente, in denen wir alle zusammen gespielt haben. Ich habe auch einen Zwilling Bruder. Er ist zusammen mit mir hier bei Benposta. Mit meiner Familie spreche ich jeden Sonntag am Telefon.

Bei Benposta bin ich für das Haus der jüngeren Kinder zuständig. Es ist wichtig, ihnen ein Vorbild zu sein, sich zu kümmern und Lösungen zu suchen, wenn es ein Problem gibt. Bei Benposta lernen wir, autonom und verantwortungsbewusst zu sein. Wir lernen viele Werte kennen und ein besserer Mensch zu sein: fröhlich und optimistisch. Ein Mensch mit Rechten, aber auch Regeln, die man einhalten muss. Benposta ist ein Ort der Möglichkeiten, der einen lehrt,

über sein großes Lebensprojekt nachzudenken. Für mich ist Benposta mein Zuhause, eine kleine Stadt, in der wir jungen Leute die Protagonisten sind, in der wir selbst regieren. Benposta ist eine große Familie.

Später möchte ich gerne eine Firma für Umwelttechnik und Robotik gründen. Ich würde gerne reisen und die Welt kennenlernen. In naher Zukunft sehe ich mich mit meiner Ehefrau in einem eigenen Haus und zwei Kindern. Das Wichtigste ist die Bildung meiner Kinder. Sie sollen lernen, gute Menschen zu sein. Ich möchte ihnen mit Ratschlägen zur Seite stehen und ihnen helfen, wenn sie Probleme haben. Aber vor allem möchte ich ihnen viel Liebe geben, ihnen eine gute Bildung ermöglichen und dafür sorgen, dass sie im Leben vorwärtskommen.“ ✱

WIR SIND EINE FAMILIE, EINE TOLLE FAMILIE.

Jugendlicher Bewohner (16) bei Benposta

„Dort, wo ich herkomme, gab es illegale bewaffnete Gruppen, die Jungen rekrutierten, um gegen die kolumbianischen Streitkräfte zu kämpfen. Da kam eine kleine, dünne Frau mit einem großartigen Vorschlag in meine Stadt. Sie war vom Benposta-Netzwerk und bot eine Reihe von Aktivitäten für die Kinder und Jugendlichen an. Meine Brüder und ich nahmen daran teil, und wir erzählten ihr von unseren Problemen. Sie erzählte uns von Benposta und stellte uns viele Fragen. Dank Benposta kamen wir nach Granada im Departement Meta, wo wir zwei Jahre lang in einem Internat lebten und studierten. Im Februar 2018 kamen wir dann nach Bogotá. Ich war sehr aufgeregt, und bei meiner Ankunft fühlte ich mich gleichzeitig groß und klein. Ich hatte es geschafft rauszukommen und konnte die Schule fortsetzen, darüber freute ich mich. Aber ich war auch neu, kannte niemanden, und vor allem war ich nicht bei meiner Familie. Bei Benposta wurde ich mit Zuneigung empfangen und ich habe schnell Freunde gefunden. Ohne Benposta würde ich

heute bestenfalls täglich arbeiten. Vielleicht hätte mich eine bewaffnete Gruppe rekrutiert, und ich würde im Krieg dienen, ohne irgendetwas dagegen tun zu können. Denn wer nicht gehorcht, wird getötet. Ich würde auf jeden Fall ein schlechtes Leben führen.

Natürlich denke ich immer an meine Familie. Sie ist meine Motivation weiterzumachen und nie aufzugeben. Jeden Sonntag telefonieren wir. Meine Eltern sind sehr wichtig in meinem Leben und ich liebe sie sehr. Ich erinnere mich an den Rat meines Vaters: „Mein Sohn, gerate nicht in Schwierigkeiten und werde ein Freund aller Menschen.“ Ich konnte ihn zwar nicht zu einhundert Prozent erfüllen, hatte die eine oder andere Meinungsverschiedenheit, aber mit den meisten Leuten verstehe ich mich sehr gut. Mein Vater ist ein ganz besonderer Mensch, der mir alles beibringen wollte: wie man Sachen repariert oder baut, wie man Pflanzen anbaut und Tiere aufzieht – alle wichtigen Dinge des täglichen Lebens. Meine Mutter hat zu mir gesagt: ‚Lernen ist wichtig, damit du kein Dummkopf bleibst.‘ Ich vermisse ihre Umarmungen,

ihre guten und tiefsinnigen Ratschläge, auch wenn sie sie uns heute immer noch telefonisch erteilt. Aber das ist nicht dasselbe, wie wenn man vor ihr steht. Auch das köstliche Essen meiner Mutter geht mir nicht aus dem Kopf. Nichts kann es ersetzen, obwohl das Essen hier bei Benposta auch sehr lecker ist. Mit meinem Bruder, der auch hier lebt, spreche ich manchmal über unsere Eltern und darüber, wie unser Leben früher war.

Bei Benposta arbeiten wir zum Wohl aller. Wir sind eine große Familie von Menschen aus verschiedenen Regionen mit unterschiedlichen Akzenten. Benposta ist der Ort der Möglichkeiten, an dem sich Menschen verändern. Bei Benposta lernen wir, Verantwortung zu übernehmen, autonom und auch verschiedener Meinung zu sein. Wir lernen, offen zu sein, unsere Ideen auszusprechen und Probleme gemeinsam zu lösen. Was zählt, ist das Wohl aller, nicht das des einzelnen. Benposta ist unser zweites Zuhause. Wir sind eine Familie, eine tolle Familie.“ *

Vertrauen entwickeln

Das Jugendzentrum Johannes Paul II. in Sarajevo kümmert sich um Jungen und Mädchen aus zerbrochenen Familien. In Sommerlagern und Seminaren schließen sie neue Freundschaften und lernen, friedlich miteinander umzugehen.



Susanne Dietmann
ist Redakteurin im
Kindermissionswerk
„Die Sternsinger“.

„**A**ll we need ist love“ steht in großen Lettern auf den T-Shirts, die alle Kinder und Jugendlichen auf dem Gruppenfoto tragen. Darunter sind zwei Hände aufgedruckt, die ein Herz formen. Jedes Jahr in den Sommerferien fahren 150 Mädchen und Jungen gemeinsam ins Sommerlager, das das Jugendzentrum „Johannes Paul II.“ in der bosnischen Hauptstadt Sarajevo organisiert. Für sie ist es die einzige Möglichkeit, in den Ferien wegzufahren, und ein ganz besonderes Erlebnis, wie die vielen strahlenden Gesichter auf dem Foto zeigen. „Es war großartig“, schwärmt die 17-jährige Fata. Und der 18-jährige Šemsuda ergänzt: „Ich war schon oft im Sommerlager. Ich finde das Programm super, das unsere Betreuer vorbereiten. Wir lernen uns gegenseitig besser kennen und schließen neue Freundschaften.“ Die beiden wohnen im Friedensdorf Johannes Paul II., das dem gleichnamigen Jugendzentrum angeschlossen ist. Neue Kontakte knüpfen, ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickeln und Vorurteile, Aggressivität und Gewalt abbauen – das sind wichtige Ziele der Sternsinger-Partner in Bosnien und Herzegowina.

Kinder als Leidtragende

Obwohl der Krieg seit 1995 beendet ist, gibt es bis heute Spannungen zwischen den drei Volksgruppen, den Bosniaken (größtenteils Muslime), Kroaten (größtenteils Katholiken) und Serben (größtenteils Orthodoxe). Seit dem Friedensabkommen von Dayton bilden die Föderation Bosnien und Herzegowina und die Republik Serbien einen stark dezentralisierten, föderalen Staat. Noch immer leiden viele Menschen in der Region unter den Folgen des Krieges. Zu den physischen und psychischen Belastungen kommen wirtschaftliche Schwierigkeiten: Viele Betriebe und Industrieanlagen wurden zerstört; die Volkswirtschaft des Landes zählt weiterhin zu den schwächsten Europas. Die Arbeitslosigkeit ist sehr hoch. Bei Jugendlichen liegt sie bei etwa 60 Prozent. Armut und mangelnde staatliche Unterstützung erhöhen den Druck auf die Familien. Viele brechen auseinander. Leidtragende sind vor allem Kinder wie Fata und Šemsuda. „Ich habe keinen Kontakt zu meinen Eltern und vermisse sie auch nicht“, erzählt Fata nüchtern. Sie hat die letzten zehn Jahre in verschie-



denen Kinderheimen verbracht. Bei Šemsuda sind es bereits zwölf Jahre. Während er mit seinem Vater ab und zu telefoniert, ist der Kontakt zur Mutter ganz abgebrochen. „Inzwischen vermisse ich sie nicht mehr“, sagt er.

Bis zu 4.000 Kinder und Jugendliche in Bosnien wachsen ohne oder mit eingeschränkter elterlicher Fürsorge auf. Etwa ein Viertel von ihnen ist in staatlichen Heimen untergebracht. Viele der Mädchen und Jungen haben vorher Schlimmes erlebt: von Vernachlässigung und Überforderung angesichts der Sorgen und Auseinandersetzungen innerhalb ihrer Herkunfts- oder Pflegefamilien bis hin zu Missbrauch und Gewalt. In den staatlichen Heimen fehlt geschultes Personal, das die Kinder und Jugendlichen ihren Bedürfnissen entsprechend betreut und in ihrer Entwicklung fördert. Auch in Sarajevo wachsen viele Kinder und Jugendliche ohne elterliche Fürsorge auf. Das im Jahr 2007 gegründete erzbischöfliche Jugendzentrum „Johannes Paul II.“ hat deshalb für Mädchen und Jungen aus acht staatlichen Heimen der Hauptstadt

ein Bildungs- und Förderungsprogramm entwickelt. Ziel der Arbeit des Zentrums unter der Leitung des Pfarrers Dr. Šimo Maršić ist es, die Kinder und Jugendlichen mit Freizeit- und Bildungsaktivitäten ganzheitlich in ihrer Entwicklung zu fördern, um ihr Selbstvertrauen und ihre sozialen Kompetenzen zu stärken. Im Jugendzentrum sollen sie sich aufgenommen und akzeptiert fühlen. „Ich finde den selbstlosen Einsatz der Betreuer hier wirklich toll, vor allem, dass sie auf jeden von uns individuell eingehen“, sagt Šemsuda. „Ich habe hier Jungen und Mädchen ganz unterschiedlichen Charakters kennengelernt, und viele sind gute Freunde geworden.“

„Schlüssel für ein erfolgreiches Leben“

Gemeinsam mit Gleichaltrigen aus verschiedenen Gemeinden arbeiten die Kinder und Jugendlichen in sozialen, ökologischen, kreativen und medialen Projekten. Auch Aufklärung über und Prävention von Drogenmissbrauch stehen auf dem Programm. In Workshops lernen Teilnehmer, wie sie Internet und soziale Medien verantwortungsvoll nutzen können. In Gruppentreffen arbeiten sie Gewalterfahrungen auf, bauen Aggressionen und Stress ab und lernen, friedlich miteinander zu kommunizieren. „Kommunikation ist ein wichtiger Schlüssel für ein erfolgreiches Leben. Das wird mir auch später helfen“, sagt Šemsuda, der bereits an vielen Workshops teilgenommen hat. Ein weiterer Schwerpunkt ist die Ausbildung von Jugendleitern, die sich ihrerseits um jüngere Kinder kümmern. Langfristig soll so ein Freiwilligen-Netzwerk im ganzen Erzbistum Sarajevo entstehen, um die Jugendarbeit und die gegenseitige Hilfe zu stärken.

Selbstvertrauen entwickeln

Die Erfahrungen von Gewalt und Vernachlässigung haben sich bei manchen Kindern und Jugendlichen tief eingepägt. Einigen fällt es schwer, sich zu öffnen, Vertrauen zu entwickeln und Kontakte zu knüpfen. Auch aggressives Verhalten und Unbeständigkeit hindern manche Kinder und Jugendliche vor allem in der Anfangsphase daran, sich in die Gruppen zu integrieren und an Workshops teilzunehmen. Doch den Fachleuten des Zentrums und den Mädchen und Jungen, die schon länger an den Bildungsprogrammen teilnehmen, gelingt es meist, das Vertrauen der Neuankömmlinge zu gewinnen. „Dadurch kommen sie sich auch gegenseitig näher und knüpfen neue Freundschaften“, berichtet Zentrumsleiter Dr. Šimo Maršić. ✱

An der Seite traumatisierter Kinder

Prospérine Masika leitet ein Programm zur Unterstützung von Waisenkindern in der Diözese Butembo-Beni im Kongo. Die Projektpartnerin des Kindermissionswerks berichtet von ihrer Arbeit und ihren Erfahrungen mit Kindern, die Schreckliches erlebt haben.

Seit dem Jahr 2014 terrorisieren Rebellen Gruppen die Zivilbevölkerung im Norden der Diözese Butembo-Beni. Sie töten, rauben, vergewaltigen und entführen. Mehr als 4.000 Menschen wurden getötet, viele weitere verletzt und misshandelt. Die meisten Opfer sind Erwachsene. Doch was passiert mit den Kindern, die ihre Eltern verloren haben, die Opfer und Zeugen schrecklichster Taten wurden und nun schutzlos sind?



Kinder stehen im Mittelpunkt unserer Arbeit, und mit Hilfe des Kindermissionswerks entschieden wir, uns dieser besonders verletzlichen Mädchen und Jungen anzunehmen. Zunächst haben wir die betroffenen Kinder ausfindig gemacht, was mit vielen Ängsten verbunden war, denn diese Kinder leben in besonders gefährlichen Ortschaften. Wir haben ihnen zugehört und ihnen Unterstützung in unserem Rehabilitationsprogramm angeboten. Folgende Beobachtungen haben mich dabei besonders geprägt:

Die Zahl der Waisen, die wir gemeinsam mit unseren Partnerschulen unterstützen, ist stark gestiegen: von 565 Mädchen und Jungen im Jahr 2016 auf 862 im Jahr 2020. Alle Kinder verwendeten den gleichen Begriff, als sie vom Tod ihrer Eltern sprachen: „Balikondaka Papa, balikondaka Mama“, sagten sie in ihrer lokalen Sprache. Übersetzt bedeutet das: „Man hat Papa niedergeschlagen wie man einen Baum fällt, man hat Mama niedergeschlagen wie man einen Baum fällt.“ Die Kinder nehmen den Tod differenziert wahr: Sie mussten leidvoll den Unterschied zwischen einem natürlichen Tod und Mord lernen. Sie sagten zu uns: „Zumindest ist der Papa von diesem oder jenem an einer Krankheit gestorben und würdig begraben worden. Mein Papa wurde erwürgt oder enthauptet. Er ist in einer Plastiktüte begraben worden, manchmal zerstückelt oder schon verwest. Man konnte nur an der Kleidung feststellen, dass er es war. Aus Angst vor den Feinden konnten wir ihn nicht einmal begraben.“ Die Kinder akzeptieren, dass jeder eines Tages sterben muss, aber sie akzeptieren nicht, auf welche Art ihre Eltern sterben mussten.

Alpträume und Ängste

In allen Dorfgemeinschaften, die wir besucht haben, sind wir auf tiefe Furcht, Schrecken, Unsicherheit und Ängste vor dem Ungewissen gestoßen. In unserer gesamten Region ist der posttraumatische Stresslevel sehr hoch. Gerade Kinder entwickeln das Gefühl, vernachlässigt und verlassen zu sein, was eine Identitätskrise verursacht. Sie fragen sich: Zu wem gehöre ich? Die meisten traumatisierten Kinder haben Alpträume. Verbunden mit Ängsten kommt das Erlebte wieder hoch. Auch der unstete Blick dieser Kinder macht ihre Ängste deutlich. Viele können kaum erzählen, was sie bei den Massakern erlebt haben. Sie zittern und weinen. Sie haben Angst vor Militäruniformen, die sie an die Mörder ihrer Eltern erinnern.

Prospérine Masika mit ihren Schützlingen

Immer wieder stellt sich in den Dörfern auch die Frage nach der Identität der Rebellengruppen. Warum ist es der kongolesischen Regierung nach so vielen Jahren des Leids noch nicht gelungen, diese Gruppen unter Kontrolle bekommen? Gleichzeitig haben viele die große Hoffnung, dass Gott sein Volk retten wird. Viele Überlebende gingen nach den Überfällen in die Kirche, um zu beten. Das Bild der Gottesmutter Maria, die ein Kind in den Armen trägt, beruhigt vor allem Kinder. Manche sagen: „Wenn ich das Bild anschau, denke ich an meine Mutter, die mich wiegte und für mich sang.“ Es hat mich berührt zu sehen, welche Gaben die Kinder bei der Trauermesse für ihre Eltern zur Kirche brachten: Ausnahmslos alle hatten Palmnüsse und Kakaofrüchte dabei, also das, was auf den Feldern ihrer Eltern wächst. Das war eine starke Botschaft. Denn diejenigen, die töten und plündern, rauben die Palmnüsse, den Kakao und das Holz der Bäume. Fragen wir die Kinder nach Erinnerungen an ihre Eltern, berichten sie nur Gutes: Sie erinnern sich an die Wiegenlieder ihrer Mütter, an die Spaziergänge mit ihren Eltern, an die guten Mahlzeiten, daran, dass die Eltern sie zum Lernen ermutigten und sie pflegten, wenn sie krank waren.

Herausforderung für die Helfer

Für uns ist es schwierig, wirksam auf die Bedürfnisse einer fragilen Bevölkerung einzugehen: Erwachsene wie Kinder sind stark traumatisiert und haben wegen der ständigen Gefahr durch bewaffnete Gruppen kaum Bewegungsfreiheit.

Sie leben von der Landwirtschaft, müssen aber ständig Angst haben, vergewaltigt, verschleppt oder gar getötet zu werden, wenn sie ihre Felder bestellen. In solch einem komplexen Umfeld ist es schwer, Prioritäten zu definieren. Eine unserer Prioritäten ist jedoch ganz klar die Unterstützung der Waisenkinder, die Opfer schrecklicher Taten wurden. Wir möchten verhindern, dass sie das gleiche Schicksal erleiden wie ihre Eltern. Ebenso wenig möchten wir, dass sie sich von einer Miliz rekrutieren lassen, um ihre Angehörigen zu rächen. Sie sollen spüren, dass sie nicht allein sind, dass wir bei ihnen sind, dass die Kirche bei ihnen ist.

Uns hilft der Glaube an Gott und die Solidarität der Kirche. Es tut auch gut wahrzunehmen, dass unser Einsatz wirkt und den Kindern hilft. Auch die Anerkennung und Dankbarkeit der Dorfgemeinschaften stärken uns. Um besser mit der psychischen Last umzugehen, treffen wir Helfer uns regelmäßig und tauschen uns aus. Obwohl auch wir verletztlich sind, versuchen wir, den Kindern ein Beispiel zu sein. Viele nehmen uns als Elternersatz wahr. Die positiven Ergebnisse unserer Arbeit, die Resilienz der Kinder und die Unterstützung durch unsere Projektpartner ermutigen uns, unsere Arbeit fortzusetzen. Sehr schön ist es für uns, dass fast 90 Prozent aller Kinder, die wir begleiten, gute Noten haben und ins nächste Schuljahr versetzt wurden. Bei einem Großteil der Kinder konnten wir zudem eine positive Entwicklung und eine psychische Stabilisierung feststellen. *

Unterstützung für traumatisierte Waisenkinder

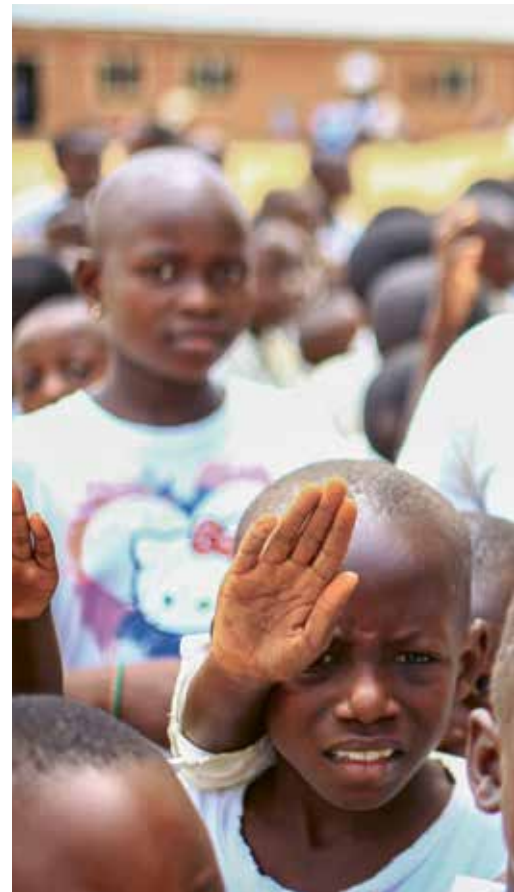
Die Diözese Butembo-Beni liegt im krisengeschüttelten Nordosten der Demokratischen Republik Kongo. Rebellengruppen, die teilweise aus Nachbarländern eindringen, terrorisieren aus wirtschaftlichen und machtpolitischen Interessen die Bewohner der Städte Butembo und Beni und der umliegenden Dörfer. Regierungstruppen und die Mission der Vereinten Nationen in der Demokratischen Republik Kongo (MONUSCO) bieten der Zivilbevölkerung in dem weitläufigen Gebiet, das etwa so groß ist wie die Niederlande, kaum Schutz. Immer wieder werden auch Kinder und Jugendliche Opfer von Massakern und Entführungen. Viele sind zu Waisen geworden, als ihre Eltern ermordet wurden. Nach Angaben der diözesanen Caritas, Projektpartner des Kindermissionswerks, leben in der Diözese Butembo-Beni mindestens 1.400 Waisen bei Verwandten oder in Pflegefamilien. Die meisten sind traumatisiert und brauchen Hilfe.

Ihre Aufnahmefamilien benötigen meist selbst Unterstützung. Daher hat der Basis-Rehabilitierungsdienst (RBC) der Katholischen Universität Graben in Butembo zusammen mit der Caritas ein Sensibilisierungs- und Bildungsprogramm entwickelt, das dazu beiträgt, die Lebensbedingungen der traumatisierten Kinder und ihrer (Aufnahme-)Familien zu verbessern. Der RBC und die Caritas schulen Frauen und Männer sowie Personen aus Politik und Wirtschaft in der Integration der Kinder in die Gesellschaft und im Kinderschutz. Familienmitglieder und Pflegefamilien werden im Umgang mit kindlichen Traumata geschult. Besonders schwer traumatisierte Kinder werden psychotherapeutisch behandelt. Die Caritas und der RBC kümmern sich auch um die schulische und berufliche Integration der traumatisierten Kinder und Jugendlichen. Für Schulleiter, Lehrer und Schüler werden Fortbildungen zu Kinderschutz, Kinderrechten und gewaltfreier Kommunikation angeboten.

„MAMAS SEELE IST LEBENDIG.“

Kinder und Jugendliche aus der Diözese Butembo-Beni im Nordosten Kongos berichten, wie sie zu Waisen wurden und was danach passierte.

Diese Zeugnisse berichten von schrecklicher Brutalität. Wir haben uns dennoch entschieden, sie hier zu veröffentlichen, allerdings ohne die Namen der Kinder zu nennen. So sollen diese Kinder eine Stimme bekommen und das Unrecht, das ihnen widerfahren ist, öffentlich anklagen können.



Trauer

Ein Junge aus der 4. Grundschulklasse

„Ich war mit Papa und meinen Geschwistern auf dem Feld, als wir von Milizen überfallen wurden. Um uns zu retten, hat Papa gesagt, wir sollen uns schnell verstecken. Von unserem Versteck aus mussten wir mit ansehen, wie die Männer Papa zuerst bedrohten, dann seinen Kopf abschnitten und den Rest seines Körpers zerstückelten. Wir hatten große Angst und sind so schnell wie möglich nach Hause gerannt. Papa haben wir auf dem Feld gelassen. Nach einigen Tagen sind wir mit Männern aus dem Dorf zurück aufs Feld gegangen und haben Papa begraben. Ich fand es furchtbar, wie Papa umgebracht wurde. Als Zeichen der Trauer habe ich mein Gesicht mit Asche eingerieben. Meine Mutter hat inzwischen wieder geheiratet und uns verlassen, daher lebe ich jetzt bei meinem Großvater. Der Pfarrer hat gesagt, ich soll aufhören zu weinen, denn Gott wird mich nicht verlassen, und die Diözese Butembo-Beni wird mich auch nicht im Stich lassen. Er sagte auch, dass die Angreifer Papas Körper, aber nicht seine Seele getötet haben. Papa ist jetzt im Himmel, und es würde ihn nicht freuen, mein aschebedecktes Gesicht zu sehen. Deswegen mache ich jetzt keine Asche mehr auf mein Gesicht.“

Angst

Ein Mädchen aus der 4. Grundschulklasse

„Ich habe vor zwei Jahren meinen Vater verloren. Er wurde in unserem Dorf Mungwalu ermordet. Danach ist meine Mama mit mir und meinen vier Brüdern in die Ortschaft Oicha gezogen. Als dort die ADF (Anmerkung der Redaktion: Die „Allied democratic forces – ADF“ sind eine äußerst gewalttätige Miliz im Kongo) einfielen, sind wir in das Dorf Mavivi geflohen. Leider gab es auch dort einen Überfall der Milizen. Gerade als ich auf der Toilette war, sind die Männer in unser Haus eingedrungen. Zuerst haben sie Mama, dann meine vier Brüder ermordet. Ich habe das alles von meinem Versteck aus gesehen. Ich zitterte vor Angst, aber wagte nicht zu schreien. Ich hatte Angst, gefunden und getötet zu werden. Jetzt lebe ich bei meiner Großmutter in Oicha und gehe dort zur Schule. Mitarbeiter vom Basis-Rehabilitierungsdienst haben mich besucht. Sie haben mir Kleidung, Schulhefte und eine Schuluniform gebracht und mich ermutigt, in die Schule zu gehen. Sie sind sehr nett und ich mag sie. Ich mag auch meine Freunde. Zusammen haben wir einen Chor gegründet. Wir singen in der Kirche und in der Schule, das gefällt meiner Großmutter sehr.“



Viele Kinder in der kongolesischen Diözese Butembo-Beni mussten Schreckliches erleben. Projektpartner helfen ihnen, die Traumata zu überwinden.

Erinnerung

Ein 14-jähriger Junge

„Meine Mutter starb, als ich sieben Jahre alt war. Meine fünf Geschwister und ich blieben mit meinem Vater zurück. Gemeinsam gingen wir regelmäßig aufs Feld. Eines Tages kamen bewaffnete Männer. Sie fesselten meinen Vater, folterten ihn, schnitten seinen Kopf ab und legten ihn auf einen Baum. Sie zwangen uns zuzuschauen. Meine große Schwester wurde vergewaltigt, mein Bruder wurde geschlagen und ich wurde gezwungen, Danke zu sagen. Als sie schließlich gingen, flüchteten auch meine Geschwister. Ich stand so sehr unter Schock, dass ich wie gelähmt war und mich nicht mehr bewegen konnte. Ich blieb die ganze Nacht auf dem Feld und dachte, ich würde wie mein Vater sterben. Am nächsten Tag kamen die Nachbarn mit meinen Brüdern, um meinen Vater zu beerdigen. Danach wurden wir Geschwister zunächst getrennt voneinander bei verschiedenen Verwandten untergebracht. Ich kam zu meiner Tante, die selbst drei Kinder hat. Später sind zum Glück auch meine Geschwister zu meiner Tante gezogen. Dank der Hilfe des Rehabilitationsprogramms der Diözese gehe ich wieder in die Schule. Ich denke noch oft an meinen Vater. Er war mein Vorbild. Ich mochte seinen Humor. Er war immer für uns da. Wenn ich die Schule abgeschlossen habe, möchte ich eine Arbeit finden und meine Geschwister unterstützen.“

Trost

Zwei Schwestern, 14 Jahre und zehn Jahre

„Unsere Familie lebte friedlich, liebevoll und glücklich zusammen. Eines Tages waren wir gemeinsam auf unser Feld gegangen. Dort stießen wir auf Rebellen. Sie haben Papa, Mama und unsere drei Brüder festgehalten und uns Schwestern befohlen, wir sollen wegrennen. Eine Woche später hatten wir immer noch nichts von unseren Eltern und Brüdern gehört. Deswegen sind Verwandte aufs Feld gegangen, um nach ihnen zu suchen. Sie haben die blutige Kleidung unseres Vaters gefunden und einige Körperteile. Wir mussten ihn in einem Plastiksack begraben. Dann sind wir zu unserer Tante gezogen. Drei Monate später haben Leute, die sich aus der Hand der Rebellen befreien konnten, erzählt, dass Mama entführt worden sei und gezwungen wurde, mit dem Rebellenchef zu leben. Sie erzählten auch, dass unsere drei Brüder im Wald ums Leben gekommen seien. Zwei Jahre später ist unsere Mutter sehr müde, sehr mager und krank wieder zu uns zurückgekommen. Sie konnte nicht mehr sprechen. Ihr Blick war abwesend. Aber manchmal schaute sie uns an und lächelte. Eine Woche nach ihrer Rückkehr ist sie gestorben, ohne ein Wort gesagt zu haben. Wir haben viel geweint. Der Psychologe und der Priester haben uns getröstet und gesagt, dass Mamas Seele lebendig ist. Mama Prospérine und ihr Team helfen uns, damit wir in die Schule gehen können und gut lernen. Der Priester hat uns gebeten, dass wir denen, die uns leiden lassen, verzeihen und dass wir für sie beten.“

„ICH HABE MICH VERÄNDERT“



Der Basis-Rehabilitierungsdienst (RBC) begleitet nicht nur Waisenkinder, er unterstützt auch ihre Aufnahmefamilien und Tutoren. Eine Pflegemutter und ein Lehrer berichten über ihre Erfahrungen.

„Ich bin verheiratet, habe aber keine eigenen Kinder. Ich lebe mit meinem Mann und Kavira, der ältesten Tochter meiner Halbschwester. Sie, ihr Mann und ihr Baby wurden mit einer Machete getötet, als sie auf dem Feld arbeiteten. Meine Halbschwester und ich hatten ganz unterschiedliche Charaktere, wir lebten wie Feindinnen. Nach ihrem Tod hat mich die Familie verpflichtet, ihre Tochter Kavira aufzunehmen, die einzige Überlebende des Massakers. Ich hatte erst Schwierigkeiten damit. Die Präsenz des Kindes erinnerte mich daran, wie schlecht meine Mutter mich behandelt hat. Ich rächte mich an dem kleinen Kind und schlug Kavira manchmal. Sie war schüchtern, aufbrausend, zog sich oft zurück und sprach nicht mehr mit mir. Ich kümmerte mich nicht viel um sie und wollte mein Geld nicht für die Schulgebühren verschwenden. Da Kavira vom RBC-Team als Waise identifiziert worden war, wurden ihre Schulgebühren von der Diözese übernommen. Auch Schuluniformen und Schulmaterialien hat man ihr zur Verfügung gestellt. Als ich die Sachen abholte, wurde ich zu einem Kurs für Tutoren von Waisenkindern eingeladen. Dort ging es um Themen

wie gewaltfreie Kommunikation, Kinderschutz und den Umgang mit traumatisierten Kindern. Mir wurde bewusst, dass ich böse mit Kavira gewesen war und dass sie ein unschuldiges Opfer ist. Mein Mann saß während des Kurses neben mir und schaute mich manchmal fragend von der Seite an. Zuhause sind wir den Unterrichtsstoff nochmal gemeinsam durchgegangen. Ich habe mich entschieden, mich zu ändern und habe Gott und das Kind um Verzeihung gebeten. Seit mein Mann und ich uns mehr mit Kavira beschäftigen, hat sie sich völlig verändert. Sie hat zugenommen, ist lieb und weniger schüchtern. Mein Mann geht mit ihr spazieren und hilft ihr bei den Hausaufgaben. Wir haben verstanden, dass wir uns keine Sorgen mehr darüber machen müssen, dass wir bisher keine Kinder bekommen haben. Gott hat uns ein Mädchen geschenkt: Kavira. Wir danken der Diözese und dem Kindermissionswerk für die Unterstützung, sie war segensreich für die ganze Familie. Ich bitte alle Frauen, alle Kinder gleich zu behandeln, denn jedes Kind ist ein Geschenk Gottes.“

Solange, Pflegemutter



„**W**ährend des Schuljahres 2016-2017 kam die Schülerin Léonie in meine Klasse. Ihre ganze Familie – Vater, Mutter und Bruder – war auf grauenhafte Weise in Mbau ermordet worden. Léonie musste alles mit ansehen und wurde selbst bedroht. Da ich nichts über kindliche Traumata und ihre Anzeichen wusste, hatte ich zunächst Schwierigkeiten, ihre Reaktionen in der Schule zu verstehen. Sie kam zwar regelmäßig in den Unterricht, war aber sehr schüchtern und eine Einzelgängerin. Manchmal begann sie mitten im Unterricht zu weinen und um Hilfe zu rufen, als hätte sie plötzlich einen Albtraum. Sie weinte auch sofort, wenn man sie aufrief oder mit ihr zu sprechen versuchte. Ich machte mir Sorgen um ihre schulischen Leistungen. Der RBC-Kurs über kindliche Traumata hat mir sehr geholfen, Léonie besser zu verstehen und noch behutsamer mit ihr umzugehen.“

Augustin, Grundschullehrer und Tutor

Das richtige Zuhause

Der Verein Amani-Kinderdorf betreibt mit Unterstützung des Kindermissionswerks ‚Die Sternsinger‘ zwei Kinderdörfer in der Nähe von Iringa, Tansania. Das Kinderdorf Kilolo besteht seit fast 20 Jahren und beherbergt derzeit 90 Kinder. Im Kinderdorf Kitwiru, das 2010 gegründet wurde, leben 72 Kinder. **Judy Eule**, eine der Verantwortlichen des Vereins, berichtet über die Kinder, die dort ein Zuhause gefunden haben.



Aus welchen Gründen kommen die Kinder ins Amani-Kinderdorf?

Im Kinderdorf werden Kinder aufgenommen, für die weder die Familien noch lokale staatliche oder kirchliche Einrichtungen ausreichend sorgen können. Oft sind die Eltern gestorben; mitunter sind Mutter oder Vater eines Kindes krank, können nicht angemessen für ihre Kinder sorgen oder sind verschwunden. Die Dorfleitung entscheidet über die Aufnahme, die Sozialbehörde muss die Bedürftigkeit des Kindes bestätigen.

In welchem Alter kommen die Kinder ins Kinderdorf und wie lange bleiben sie dort?

In der Regel nehmen wir Kinder auf, die schon zwei oder drei Jahre alt sind. Denn die Versorgung von Säuglingen und Kleinstkindern ist – neben der täglichen Arbeit – eine große Belastung für unsere Hausmütter. Ferner testen wir die Kinder vor der Aufnahme auf das HI-Virus, und das Ergebnis muss negativ sein. Kinder, bei denen wir erst später eine HIV-Infektion entdecken, werden

medizinisch betreut und verbleiben im Kinderdorf, solange wir das mit vertretbarem Aufwand ermöglichen können. Da in Kilolo alle Kinder ab Klasse 8 in Internate wechseln müssen, nehmen wir dort Kinder, die weiter als Klasse 4 sind, nur in Notfällen auf. Denn die Kinder sollen ausreichend Zeit haben, sich im Kinderdorf richtig zuhause zu fühlen, bevor sie ins Internat wechseln. Im Durchschnitt bleiben die Kinder zehn bis zwölf Jahre im Kinderdorf, auch wenn sie volljährig sind.

Wie sind die Kinderhäuser zusammengesetzt?

Es gibt sechs Häuser mit je drei Vierbettzimmern, die altersgemischt belegt sind. Ein Haus ist nur für Jungen, ein siebtes Haus ist für ältere Jungen in den Ferien reserviert. Die kleineren Jungen wohnen mit den Mädchen in einem Haus, bis sie etwa sieben Jahre alt sind. Für jedes Haus sind eine Hausmutter und eine Helferin verantwortlich. Sie geben den Kindern Geborgenheit, Zuverlässigkeit und Stabilität – und haben ein waches Auge und ein offenes Ohr für Probleme. Sie führen Kinder verschiedener Herkunft

zu einer Art Familie zusammen und vermitteln ihnen Sozialkompetenzen. Hausmutter und HelferIn kochen gemeinsam für die Kinder, sorgen für Sauberkeit und Ordnung in den Häusern und helfen mit den Kindern bei der Ernte. Sie, wie auch die Hauptverantwortlichen für Gärten, Landwirtschaft, Schreinerei und Schneiderei sowie die vielen ehrenamtlichen Helfer, stammen meist aus der unmittelbaren Umgebung der Kinderdörfer und arbeiten schon seit Jahren für Amani.

Halten Sie Kontakt zu den Familien der Kinder? Haben die Kinder die Möglichkeit, wieder in ihre Familien zurückkehren?

In der Regel informieren wir die Herkunftsfamilie, falls das Kind ein Problem hat. Dann beraten wir uns mit ihr und beziehen sie in wichtige Entscheidungen ein. Nach Möglichkeit verbringen die Kinder einen Teil der Schulferien in ihrem familiären Umfeld, zum Beispiel bei einer Tante, der Großmutter oder bei älteren Geschwistern. Ist der Aufenthalt bei der Familie für das Kind nicht zumutbar, können sich die Dorfleitung und die Hausmütter

auch dagegen entscheiden. Dann bleibt das Kind im Kinderdorf. Nur sehr selten – und mit Bewilligung und unter Begleitung des Sozialamts – kehrt ein Kind dauerhaft in seine Herkunftsfamilie zurück.

Sprechen die Kinder über ihre Eltern oder über ihre Herkunftsfamilien?

Die meisten Kinder gehen zwar gerne in den Ferien in ihre Familie, empfinden aber das Kinderdorf als ihr „richtiges“ Zuhause. Oft wurden sie vor der Aufnahme bei Amani von Hand zu Hand gereicht und haben keine richtigen Vorstellungen von ihren Eltern. „Mama“ oder „Papa“ kann genauso gut eine Tante oder eine Schwester, ein Onkel oder ein Großvater sein. Während sich die jüngeren Kinder mitunter den Hausmüttern anvertrauen, tauschen sich die älteren Kinder eher untereinander über ihre Emotionen aus.

Betrachten die Kinder die Mitglieder ihres Kinderhauses als ihre Familie?

Ja, unbedingt, wobei manchmal auch Kinder der benachbarten Häuser dazugehören.

Was passiert nach der Volljährigkeit? Bleibt der Kontakt zum Kinderdorf bestehen?

Die Kinder werden entsprechend ihren Begabungen und Neigungen gefördert. Sie werden aber auch gefordert, um sie stark zu machen für ein eigenverantwortliches Leben. In den Kinderdörfern begleiten wir sie bis zur Selbstständigkeit. Nach Möglichkeit machen sie eine Berufsausbildung, und besonders begabten Kindern finanzieren wir auch ein Studium. Mit der Volljährigkeit endet die Unterstützung der Kinder und Jugendlichen keineswegs. Von den 90 unterstützten jungen Menschen in Kilolo sind 17 bereits volljährig. Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen verbringen einen Teil der Ferien im Kinderdorf und arbeiten dort auf dem Feld oder vertreten die Hausmütter. Sie sind ein großes Vorbild für die jüngeren Kinder und fühlen sich für sie mitverantwortlich. 79 Kinder haben die Kinderdörfer inzwischen verlassen. Mehr als die Hälfte hat weiterhin Kontakt zur Dorfleitung. Untereinander ist der Kontakt noch größer – auch zu Jugendlichen, die noch im Kinderdorf leben. *



Der Verein Amani-Kinderdorf e.V. mit Sitz in Geldern am Niederrhein wurde im Jahr 2001 gegründet und hat rund 130 Mitglieder. Die Leitung besteht aus einem Team in Deutschland und einem Team in Tansania, die eng zusammenarbeiten.

Weitere Informationen zum Verein und seiner Arbeit finden sich auf der Homepage:

www.amani-kinderdorf.de



Cecilia ist zehn Jahre. Nach dem Tod des Vaters verschwand ihre Mutter, und die Kinder blieben bei einer Tante. Diese war jedoch überfordert und übergab Cecilia und ihre jüngere Schwester im Mai 2019 über das Sozialamt in die Obhut von Amani. Beide Mädchen haben sich sehr gut eingelebt, sind gute Schülerinnen und lesen sehr gern. Bisher blieben die Schwestern in den Ferien im Kinderdorf. Künftig werden sie einen Teil der Ferien bei ihrer Tante verbringen.

„Ich habe vier Brüder und zwei Schwestern, aber nur eine Schwester lebt mit mir im Amani-Kinderdorf. Wir sind seit neun Monaten hier und fühlen uns wohl. Meine Hausmutter behandelt mich gut, und ich spiele gerne mit den anderen Kindern. Ich gehe auch sehr gern in die Schule. Mathematik, Naturwissenschaften, Englisch und Kiswahili sind meine Lieblingsfächer. In meiner Freizeit helfe ich der Hausmutter gerne bei der Gartenarbeit.“

WAS MICH GLÜCKLICH MACHT?
DIE LIEBE DER HAUSMÜTTER UND MIT ANDEREN KINDERN ZU SPIELEN.“

Stimmen aus dem Amani-Kinderdorf

„Ich habe einen älteren und einen jüngeren Bruder, wir leben seit 2006 im Kinderdorf. An meine Familie erinnere ich mich nicht gut, nur an meinen Vater und meine Tante, die ich selten sehe. Ich bin sehr glücklich hier. Ich habe genug Zeit zu lernen und bin mit anderen Kindern zusammen. Die Hausmütter lieben mich und sie kümmern sich gut um mich. In der Schule interessieren mich vor allem die Fächer Biologie, Geographie und Geschichte. In meiner Freizeit singe und tanze ich sehr gerne.“

GLÜCKLICH BIN ICH DANN, WENN ALLE KINDER HIER GLÜCKLICH UND GESUND SIND.

Was ich gar nicht mag: bei Prüfungen durchfallen. Ich will Sozialarbeiterin werden und später hier im Amani-Kinderdorf arbeiten.“



Aika ist 17 Jahre. Im Jahr 2006 bezog ihr Vater mit seinen drei Kindern ein Häuschen auf dem Gelände des Kinderdorfs. Die Mutter war vermutlich verstorben. Der Vater arbeitete auf dem Feld und hatte selbst eine kleine Landwirtschaft, mit der er sich und die Kinder versorgte. Die beiden jüngeren Kinder besuchten den Amani-Kindergarten, der ältere Bruder ging zur Schule. Im Jahr 2010 erkrankte der Vater und zog zu einer Schwester. Die Kinder blieben in der Obhut von Amani. Der Vater ist bemüht, seine Kinder in den Ferien zu besuchen. Aika wird in Arusha eine Ausbildung zur Sozialarbeiterin beginnen. Bis dahin gibt sie im Kinderdorf Nachhilfe und hilft im Haushalt. Ihr älterer Bruder hat eine Ausbildung zum Kfz-Mechaniker abgeschlossen, der jüngere geht noch zur Schule.



Frank ist 12 Jahre alt. Er kommt aus einer sehr armen Familie. Seine Eltern sind nicht in der Lage, ihre Kinder zu versorgen. Es ist nicht bekannt, wo Franks ältere Brüder sind, und es besteht kein direkter Kontakt zur Familie. Frank und sein Zwillingbruder haben sich sehr schnell im Kinderdorf eingelebt und integriert. Beide bekamen am Anfang Nachhilfe von ihrer Hausmutter. Frank hat mittlerweile in der Schule gut aufgeholt, sein Bruder etwas weniger. Auf Anraten des Sozialamts verbringen die Jungen ihre Ferien vorerst im Kinderdorf.

„Seit drei Jahren lebe ich mit meinem Zwillingbruder im Kinderdorf. Meine beiden älteren Brüder sind nicht hier. Mir gefällt es hier,

ICH KANN
LERNEN UND
SPIELEN, VOR
ALLEM
FUSSBALL.

Das macht mir am meisten Spaß. In der Schule mag ich am liebsten Englisch, Naturwissenschaften und Sozialkunde. Am glücklichsten bin ich, wenn ich beim Fußball gewinne und gute Schulnoten habe. Später will ich Lehrer werden.“

„Ich habe drei ältere Brüder und zwei ältere Schwestern. Sie leben nicht im Kinderdorf, ich erinnere mich aber noch gut an sie. Ich bin seit fünf Jahren im Kinderdorf. Was mir hier gefällt? Dass ich mit anderen Kindern zusammen bin, spielen und lernen kann. In meiner Freizeit lese ich am liebsten Geschichten. Fußballspielen macht mich auch glücklich.“

ICH GEHE GERNE
ZUR SCHULE,
UND SPÄTER
WILL ICH
ARZT
WERDEN.“



Pita ist elf Jahre. Sein Vater starb 2010, seine Mutter 2012. Pita war zunächst in der Obhut eines Onkels und seiner älteren Geschwister, die jedoch überfordert waren. Dann kam er ins Amani-Kinderdorf. Anfangs war er etwas schüchtern, lebte sich dann aber gut ein. Er kann sehr gut auf Neuankömmlinge zugehen und sie integrieren. Schon seit Jahren ist er einer der besten Schüler. Er ist ein guter Fußballspieler und beliebt bei den anderen Kindern. Anfangs verbrachte Pita die Ferien im Kinderdorf, inzwischen besucht er regelmäßig einen Onkel oder einen älteren Bruder.

WWW.STERNSINGER.DE